

Umschlagentwurf D u m i t r u B ă d e s c u

Als Grundlage für die Übersetzung diente der Band: Géza
Páskándi, *Üvegek*, Literaturverlag Bukarest 1968

Géza Páskádi

Die
Ermordung
des Lajos Fábián
und andere Geschichten

Aus dem Ungarischen von Helga Reiter



Kriterion Verlag Bukarest 1973

Nicht eben wilde Tiere...

Der Hauptmann und der Leutnant standen auf den Stufen des Unterstandes. Der Grauhaarige lehnte an der Lehmwand: die feuchte Erde hatte seine Finger wie im Krampf gekrümmmt, er bewegte sie nach Art der Klavierspieler, dann entfernte er sich von der Wand. Er packte den Leutnant am Arm.

Wir erleben die letzten Tage oder, was auch nicht ausgeschlossen ist, die letzten Stunden des Krieges, hätte er gerne gesagt, wir müssen unsere Unschuld wahren; Sie können darüber nachdenken, mein lieber Leutnant, was ich damit sagen will: verweigert habe ich in diesen vier Jahren keinen einzigen Befehl, ich habe alle nur eben *präzise* durchgeführt; aber die Durchführung entbehrt jener Übertreibung, die den Vollstrecker *de facto* schuldig machen kann, die den Vollstrecker *de facto* in ein reißendes Tier verwandeln kann, und wilde Tiere sind wir nun eben nicht, lieber Leutnant? ... denn tatsächlich kann man einen Befehl auf drei Arten durchführen: *minimal*, *maximal* oder *präzise*; *minimal* will heißen, daß ich nur seinen Sinn durchführe, die Form hingegen selber wähle, obwohl das Ungenauigkeit uns selbst wie auch dem Befehlsgeber gegenüber bedeutet; *maximal* besagt, daß ich nicht nur auf Sinn und Form des Befehls streng achte, sondern beide auch noch ausschmücke, meinen eigenen Eifer dranhänge, und das ist meiner Ansicht nach Sünde dem gegenüber, an dem wir den Befehl vollstrecken; und schließlich *präzise*, das

heißt nicht mehr und nicht weniger als gerade *vorgeschrieben*; nun, das haben wir bisher getan, Sie und ich, bleiben wir auch weiterhin unbefleckt, lieber Leutnant... also, Sie verstehen... Das hatte dieser vertrauliche Armdruck zu bedeuten. Doch der Hauptmann sagte nichts.

Während jeder Auflösung, überlegte der Grauhaarige, in Momenten der Anarchie (und zur Zeit ereignet sich etwas Ähnliches) haben die Vorgesetzten mehr Grund, ihre Untergebenen zu fürchten, als umgekehrt; wie sehr er und der Leutnant einander auch mögen, schlau wäre es nicht gerade, sich in derart kritischen Augenblicken dem anderen auszuliefern; es gibt kein zweischneidigeres Schwert als die Meinung; und wer weiß, wer kann wissen...?

Also drückte er dem Leutnant bloß den Arm und versuchte, herzlich, freundschaftlich nach Worten suchend, dem andern das begreiflich zu machen, was er nicht aussprechen, doch durchblicken lassen wollte, auf gleiche Wellenlänge übertragen wollte, auf eine stumme und dabei bedeutungsvolle Art. Sie stiegen in den Unterstand und steckten sich, krumm in den khakifarbenen Feldstühlen sitzend, eine Zigarette an.

Mein lieber Hauptmann, wollte der Leutnant sagen, ich glaube, bald ist alles zu Ende. Es wäre doch gelacht, wenn wir in letzter Minute irgendeinen Blödsinn, irgend etwas wirklich Blödes anstellen würden, nehmen wir also unsere Kraft zusammen, jetzt müssen wir die Kraft aufbringen, uns aus allen Grausamkeiten herauszuhalten, jeden Übergriff, jeden Mißbrauch zu vermeiden, selbstverständlich ohne uns der Pflicht zu entziehen, selbstverständlich ohne absolute Befehlsverweigerung.

Doch der Leutnant blieb stumm; etwas Halsbrecherisches als das Vertrauen von Vorgesetzten konnte er sich kaum vorstellen; zumal in derartigen

Situationen: sie ziehen einen ins Vertrauen, damit sie einen mitreißen, in panischer Angst durchstöbern sie alles nach einem Mitschuldigen, bloß um ihre Verantwortung mit jemandem teilen zu können.

Er sog den Rauch aus der verschimmelten Zigarette tief ein, sehr vorsichtig rieb er mit der Hand seine Bartstoppeln. Der Hauptmann wollte ihre miese Laune auflockern und trat an die Wand des Unterstandes: er rollte die Landkarte auf — wie lange ist es her, daß ich nicht mehr über einen Teppich gegangen bin, ging es dem Leutnant durch den Kopf — und zog dahinter eine Rumflasche hervor. Er packte sie am Hals wie eine Handgrafe.

Sie tranken. Langsam drückte der Hauptmann, als wäre es Kitt, mit seinem Daumen den Korken zurück. Die Flasche stellte er zwischen den beiden Feldstühlen auf den Boden.

Er begann zu sprechen, mit gleichgültiger Stimme, als diktiere er eine Meldung:

„Diesen Deserteur haben nicht wir gefangen genommen, sondern die Überlebenden des Siebner Infanterieregiments“, seine Stimme hob sich, wurde rhetorisch. „Und wissen Sie, unter welchem Vorwand man ihn an uns abgeschoben hat? Lächerlich! Er gehöre nicht zu ihnen, folglich bestehen sie darauf, hören Sie, sie bestehen darauf, daß jeder die Verantwortung für seine eigenen Deserteure übernehme, jeder die eigenen Verräter bestrafen soll, weil in erster Reihe dort ein Exempel zu statuieren sei, behaupten sie, wo Verrat auftritt. Sie folgen mir doch? Als wären wir nicht die einzige Armee eines einzigen Landes, als kämpfe ein jeder auf eigene Faust um seine eigenen Scheißziele. Unerhört, nicht wahr? Ich habe sogar erfahren, daß man ihn auch ihnen mit einem ähnlichen Begleitschreiben zugestellt hatte, Sie folgen doch? den

erwähnten Deserteur, gewissermaßen als Liebesgabe von den Zweier Pionieren. Begreifen Sie das? Jetzt sieht es also ganz so aus, als ob dieser verlafene Soldat niemandes Deserteur wäre und jeder ihn, wie es ihm gerade einfällt, durch einen Drive wegschleudern könnte. Was halten Sie davon, Herr Leutnant? Der reinste Latabár-Film, nicht?"

Der Leutnant griff nach einer neuen Zigarette. „Interessant", er blies den Rauch durch das Wort wie durch ein Sieb.

Dem Hauptmann schoß das Blut ins Gesicht.

„So was nennt man schwankende Haltung, oder nicht?"

„Wenn Sie gestatten, Herr Hauptmann", der Leutnant bückte sich nach der Flasche.

„Bitte."

Der Leutnant schlug mit der offenen Hand auf den Flaschenboden, um den Kork herauszutreiben.

„Schon für die Siebner hatte ich nie was übrig, die Pioniere aber, die liegen mir überhaupt quer im Magen..." sagte er später.

„Auch ich nicht", sagte der Hauptmann mit Nachdruck; forschend blickte er unter den versengten und verrauchten Brauen auf den andern.

Los, sagen Sie doch, was wir unternehmen sollen, hätte er ihm gerne zugesetzt; hier ist also dieser Deserteur, und es ist sonnenklar, was sich zugetragen hat: jeder war drauf aus, ihn abzuschütteln; niemand tötet gerne in letzter Minute; den letzten Eindruck, den Geschmack des letzten Bissens verteilt jeder, merken Sie nicht... wir wären also diejenigen, die päpstlicher...?

Doch er sagte nichts.

Ich würde sagen, wir sollten ähnlich verfahren. Ihn uns vom Hals schaffen, Herr Hauptmann. Wenn es denen gestattet war, sollte es auch uns erlaubt sein, wollte der Leutnant sagen, aber er griff

bloß nach der Flasche. Dick stand der Rauch im Unterstand, es roch nach Rum, der Geruch frischen Lehms drückte sich irgendwo hinten an die Wand, und der Hauptmann schenkte auch die letzten Tropfen ein.

Der Leutnant erhob sich.

„Keine Zigaretten mehr.“

Kein Mut mehr, wollte der Hauptmann sagen; doch er sagte, über die Schwerhörigkeit des Leutnants aufgebracht, sehr hart:

„Uns kann es nichts angehen, wenn die Siebner und die Zweier Pioniere sich um das Gesetz herumdrücken. Jeder tut es auf seine Gefahr. Diesen Deserteur (die Augen des Leutnents weiteten sich), diesen Deserteur überlasse ich Ihnen, Herr Leutnant, verfahren Sie mit ihm im Sinne des Gesetzes.

Im Sinne welchen Gesetzes, hätte der Leutnant gerne gefragt, was ist das, das Gesetz, und was heißt in seinem Sinne, hier und jetzt? doch es war ihm bewußt, daß er zu wissen hatte, was unter „im Sinne des Gesetzes verfahren“ zu verstehen war, daher zog er es vor zu salutieren und stieg leicht wankend die Stufen hoch.

II

Der Leutnant ging nicht nach vorn, in die Schützengräben, sondern nach hinten, auf den Wald zu, wo die Proviantzelte standen.

Der Feldwebel saß auf einem etwas größeren Maulwurfshügel und sah schon von weitem, daß der Leutnant auf ihn zukam und daß er blau war. Seine langen Beine schlenkerten heftiger als sonst;

wie ein Hampelmann, ging es dem Feldwebel durch den Kopf.

Er stand auf, salutierte, doch der Leutnant drückte ihn zurück, was dem untersetzten Mann angenehm war, weil er es sich schon gemütlich gemacht hatte. Der Herr Leutnant gibt sich heute so familiär, was will er?

Laut jedoch sagte er nur: „Die Kameraden sind ja ganz schön getürmt, obwohl weit und breit kein Russ ist.“

Der Leutnant hörte nicht hin.

Seit einem Jahr ist er an der Front. Vor einem Jahr hat er die „Ludovika“ verlassen, und seither denkt er nur an das eine: mit sauberen Händen davonzukommen... überleben, überleben. Eine von Pech verfolgte Generation. Denn jede Generation hat Pech, die den Weg einer Berufung in dem Augenblick antritt, wo diese Berufung eben ihre schwerste Krise durchmacht. Der Hauptmann hatte mehr Glück gehabt: der hat noch das Ende des Friedens erlebt, konnte noch die Vorteile der vergötterten Karriere genießen, ohne ihre Nachteile, er konnte noch Mädchen in ihre Pölster weinen machen, konnte noch für lebenshungrige Frauen den Helden ihrer diskret nach Lavendel und Tabak duftenden Geheimnisse abgeben, der Mittelpunkt von Abendgesellschaften und der Held unzähliger Kartenspartien sein. Er konnte noch „mein lieber junger Freund“ sein und legendäre ältere Herren mit „mein geschätzter väterlicher Freund“ ansprechen! Der Leutnant war zu kurz gekommen; die blendende Uniform hatte er nicht genießen können, kaum hatte er Zeit gehabt, sich im Spiegel zu bestaunen: unbekannt stand er hier, von keinem bewundert, in diesem fürchterlichen und alles gleichmachenden Rauch. Verbittert, schwer vom

Rum, sackte der Leutnant neben dem Feldwebel zusammen.

Ein Häufchen Unglück, dachte der gedrungene Feldwebel, und es fielen ihm die Leutnants von früher ein, deren Befehle durchzuführen eine Freude war, denen man das Gehen noch in der Schule beigebracht hatte. Dieser hier geht wie ein Trampeltier, Kopf und Hals immer zwischen die Schultern geklemmt, ein Zahnwehgesicht, nichts als Unbeholfenheit, Ratlosigkeit, jetzt, was soll ich jetzt tun, auch sein Kinn ist eine Zumutung, als hätte man ihm rechts eine geklebt, und der Feldwebel verspürte Lust, ihn auch von links zu „stützen“, um ihm die „vorschriftsmäßige Haltung“ beizubringen. Wäre seine Sprache, wäre zumindest seine Sprache anders, doch das hier ist eine zischende, kaum vernehmbare Stimme, als klebte seine Zunge immerzu an den Zähnen. Wo sind die stattlichen Offiziere mit der ehernen Stimme, mit der Stimme eines reformierten Pastors, mit Büffelstimme, was ist aus ihnen geworden? Was sind diese Offiziersjüngelchen ohne uns wert? Der liebe Gott hat die Feldwebel als Schutzengel neben solche Offiziere beordert. Bei diesem Gedanken wurde der Feldwebel weich, schon bedauerte er den Leutnant, ja, er wurde ihm sogar sympathisch. Laut wiederholte er:

„Natürlich haben die Kameraden die Linie verlegt, aber von Russen nicht die Spur.“

Die Deutschen haben sich in die Büsche geschlagen und uns in der Scheiße sitzen lassen, dachte der Leutnant, wer weiß denn überhaupt, wo die Front verläuft, nirgends oder überall, wer auf wessen Seite steht, und wer weiß, wo jetzt die Front verläuft: wo ist sie, und gibt es sie überhaupt noch?

„Als ob's die Russen gar nicht gibt“, seufzte der Feldwebel, „so groß ist die Stille.“

Der Leutnant wandte sein Stoppelgesicht dem frischrasierten Feldwebel zu.

„Ich habe einen Befehl zu übermitteln...“ sagte er mit greisenhafter Müdigkeit. Er betrachtete den Schnauz des Feldwebels; betrachtete ihn, obwohl er gestutzt war — gepflegt wie ein englischer Garten.

Unerhört. Sackt hier neben mir zusammen — mit dem Befehl in der Tasche —, anstatt ihn mir im Stehen zu erteilen.

Der Leutnant versuchte seiner Stimme Festigkeit zu geben:

„Den Deserteur über lasse ich Ihnen. Verfahren Sie gemäß dem Gesetz.“ Es ist sehr wichtig, daß er den Befehl zumindest mit einer Wortänderung weitergegeben hat; dieses „gemäß“ (anstatt „im Sinne“) hat eigentlich etwas präzisiert.

Der Blick des Feldwebels schweifte zum Wald hinüber. Es war schon später, diesiger Herbst, die Sonne aber noch warm, ein Herbst mit scharfen Gerüchen und allerlei Tönen von Gelb und Rostbraun. Eine Schmiedewerkstatt, der Leutnant folgte mit den Augen den Blicken des Feldwebels, ja, das ist der Herbst, eine Dorfsmiede: abgewetzte Hufeisen, rostige Radreifen, allerlei Spuren: Spuren von Pferden und Wagen im Hof, und weiter weg das orangefarben glühende Feuer in der Tiefe der Werkstatt; bis her dringt seine Hitze nicht, nur sein Schein.

Trotzdem ein ausgemachter Blödsinn das Ganze, wollte der Feldwebel sagen, ich pack schon meine Siebensachen, und ihr kommt mit solchen Befehlen...

„Ich hab's gesagt“, kam seine Stimme aus der Stille, „habe es schon vor vier Jahren gesagt, schon zu Beginn: Befehl ist Befehl, sogar dem Feldmarschall würde ich zeigen, was Dienstordnung heißt, wenn sein Passierschein nicht in Ordnung ist. Denn uns hat der Reichsverweser selbst betraut. Zwar

gibt's den jetzt nicht mehr, aber betraut wurden wir trotzdem vom Reichsverweser und was mich betrifft, ich würde auch einen Feldmarschall, wenn er was nicht in Ordnung hat..."

Der Leutnant überhörte alles und stand auf.

„Den Deserteur überlasse ich folglich Ihnen. Verfahren Sie dem Gesetz gemäß.

„Ich kenne das Gesetz. Ich habe schon im Sinne des Gesetzes verfahren.“

Es machte den Leutnant nervös, daß der Feldwebel nicht seine, sondern die Worte des Hauptmanns gebraucht hatte, doch er sagte nichts. Nach einigen Schritten wandte er sich um.

„Das eine will ich Ihnen noch sagen, dieser Deserteur ist uns von den Siebner Infanteristen aufgehalst worden.“

„Verdammte Frontlatscher“, explodierte der Feldwebel.

„Und an diese hatten ihn die Pioniere abgeschnitten“, fuhr der Offizier fort.

„Saudreckige Straßenkehrer!“

„Sie wollten das Gesetz nicht anwenden. Wer weiß...“ Der Leutnant ging auf den Unterstand zu.

Er taumelte. Jetzt erst spürte er, wieviel Rum er in sich gegossen hatte: gute drei Dezi. Am liebsten hätte er sich in einen Graben gelegt und die Erde über sich gezogen. Sein Kopf schmerzte, das Weinen stand ihm in der Kehle. Was hätte er tun sollen, jetzt und überhaupt? In seiner Mutter bleiben, in seiner eigenen Mutter... wer fluchend seinen Feind in seine Mutter zurückwünscht, der weiß nicht mal, wieviel Gutes er dabei wünscht; sein Magen krampfte sich zusammen, er mußte ausspucken. Dieser Feldwebel steht mir näher als der Hauptmann, obwohl mich der als seinen Freund betrachtet; diesen Feldwebel habe ich hereingelegt, er ist in mein Schuldbewußtsein eingegangen, also muß ich

ihn lieben — mein Schuld bewußtsein ist mein Vaterland! Vielleicht war es dieses letzte „a“, bei dem sich sein Magen aufgebäumt hatte, er übergab sich, und mit dem Erbrochenen brachte er wimmernd die Worte hervor:

„Unglückliche... Generation... einen wahren Sieg... hast du nie... ausgekostet... und schon bist du... am Zusammenbruch... beteiligt...!“

In seinem Kopf wurde es etwas klarer. Der Hauptmann hat die Verantwortung in sich vergraben, grand spectacle, in Anwesenheit des Leutnants hat er sie vergraben, ganz bewußt. Ich sage dies, und du kannst tun, was du willst! wollte er zu verstehen geben; indem er seine eigene Verantwortung vergrub, wollte er meinen freien Willen aus der Zauberflasche befreien. Er hat sich mir nicht ausgeliefert, doch hat er durch seine Haltung meine Aufmerksamkeit auf die Freiheit gelenkt, darauf also, daß es auch anders möglich ist und es nur von mir abhängt. Er wollte mir das so zu verstehen geben, als wüßte er selbst nicht, was er da sagt, damit der Stein der Anklage niemals auf ihn fallen könne. Er wollte mich reinlegen. Ich aber habe den Feldwebel reingelegt. Wie heiße Kastanien habe ich dem Feldwebel die Freiheit schnell in die Hand gedrückt. Ein glühender Staffelstab: der freie Wille! Der Hauptmann hat mich ausgewählt, damit ich seine Hoffnungen, auch vor sich selbst verheimlichte Hoffnungen, erfülle. Und meine Wahl ist dementsprechend auf den Feldwebel — das nächstfolgende Medium — gefallen. Vom Feldwebel weiß ich: Er ist imstande, einen Gedanken zu erraten, sich meine Absichten zu eigen zu machen. Zwar wählen wir uns die Jünger... sagen aber selber kein Wort... um uns nicht auszuliefern...

Ich möchte es glauben, oder glaube ich es etwa schon? daß sämtliche Befehle um eine Oktave tiefer

gedacht waren, daß auch die Menschlichkeit des Vollstreckers einkalkuliert war... einkalkuliert wurde, daß im Vollstrekker die eigenen Gedanken forttonen... ich möchte glauben, oder glaube ich es am Ende gar? In der Seele klang jeder Befehl leiser als beim Aussprechen... das will ich glauben! Fast wäre der Leutnant die Treppen hinuntergerutscht.

Die Augen des Feldwebels folgten ihm, bis er im Unterstand verschwunden war.

Hier kann man sich das Exekutionskommando ersparen, überlegte er, zu viele Zeugen sind nicht gut. Was ich brauche, ist ein mir gehorsamer Mann, ein einziger... der ihn dorthin führt... er dachte an den Wald.

„Bede!”

Der Honvéd war ein magerer, leicht gebeugter, blauäugiger Mann.

Ich habe drei Kinder, Herr Feldwebel, es gibt hier Kräftigere, Jüngere, die greifen wann immer zu... Er sagte nichts. Der Feldwebel sprach: „Verstanden, Bede, Sie schaffen den Deserteur fort und verfahren im Sinne des Gesetzes.”

Der Soldat schlug die Hacken zusammen.

„Ich sag's, damit Sie's wissen, die Siebner Infanteristen und die Zweier Pioniere haben uns diesen Deserteur auf den Hals geschickt. Kapiert, Bede?”

Der Feldwebel ließ nicht locker.

„Hatten Schiß, oder er tat ihnen leid oder irgend so was, weiß der Teufel.”

Der Soldat senkte den Kopf.

„Ich hoffe, Sie wissen, was das heißt, im Sinne des Gesetzes zu verfahren?”

Der magere Mann nickte erschrocken, der Feldwebel winkte: wegtreten, doch der Soldat blieb unschlüssig auf der Stelle.

„In welcher Richtung, Herr Feldwebel?”

Die verschreckt flatternde Stimme des Soldaten schraubte sich durch die Luft und blieb in den Ohren des Feldwebels haften.

Die große Hand des Feldwebels hob sich in das Blau des Altweibersommers.

Er wies auf den Wald.

III

Struppig, abgerissen, trottete der Mann vor dem Soldaten; dieser nahm den Blick nicht von dessen Beinen, die Mütze hatte er tief in die Stirn gezogen, fast schon in die Augen, und als der Deserteur sich zu ihm umdrehte, blinzelte er, runzelte die Stirn und sprach mit merkwürdiger, fremder Stimme.

Der Zerlumpte schien seine Schritte zu beschleunigen, fiel dem Soldaten auf, doch war aus seinen Bewegungen auf nichts zu schließen.

Der Deserteur kam ins Stolpern, die Schuhbänder schleiften seinen rissigen, ausgelatschten Schuhen nach, der Soldat hatte nur dafür Augen, wie die Hacken des Zerlumpten aneinanderschlugen.

Ich will nicht, daß er Schlechtes von mir denkt...

Wo der Wald dichter wurde, wo die gefallenen Blätter auf den Spitzen des hohen, schon fahlen Grases schaukelten, dort begann der Soldat zu sprechen.

„Halt. Binden Sie Ihre Schuhe zu“, er lehnte sich gegen einen Baumstamm. Der Deserteur drehte sich um.

„Kann ich mich setzen, Herr Honvéd?“

Der Deserteur ließ sich im hohen Gras nieder, ächzend begann er, seine Schuhe zu schnüren.

Ich will nicht, daß er Schlechtes von mir denkt.

Der Zerlumpte schnürte seine Schuhe fest zu, zum Zerreißen fest, dann wickelte er die Schuhbänder um seine Knöchel und verknotete sie.

Er läßt mich die Schuhe zuschnüren. Folglich haben wir noch zu gehen... er wischte seine schweißnasse Hand an der Hose ab.

„Rauchen wir eine?“ mit einer Hand warf er dem Zerlumpten das Päckchen und Streichhölzer zu.

„Zünden Sie auch mir eine an. Werfen Sie sie her.“

Der Soldat schnappte die Zigarette mit einer Hand in der Luft, klemmte, nachdem er sich auf moosüberwachsenen Wurzeln niedergelassen hatte, sein Gewehr mit dem Lauf nach vorn zwischen die Beine.

Die angezogenen Beine gekreuzt, den Kopf zwischen den Knien, starnte der Deserteur auf die Erde, als würde er Ameisen betrachten.

„Wann geht's zu Ende?“ fragte der Soldat. „Sie sind in vielen Regimentern rumgekommen“.

Der Abgerissene schwieg: wir haben noch ein Stück Weg vor uns, wir haben noch zu gehen...

„Horthy hat abgedankt.“

„Wer ist jetzt?“

„Die Pfeilkreuzler. Kann sein, auch die nicht mehr.“

„Sind Sie darum ausgerückt? Weil der Reichsverweser abgedankt hat?“

Der Abgerissene hob das Gesicht.

„Ich habe zwei Kinder.“

Der Soldat horchte freudig auf, munter, einigermaßen erleichtert, erwiderte er:

„Ich drei.“

„Gott erhalte sie Ihnen.“

„Ihnen auch.“

Sie verstummten.

Er soll nichts Schlechtes von mir denken.
Er warf den Stummel weg.

„Zwei Söhne, eine Tochter. Ich muß nach Hause.“

Auch der Deserteur warf den Zigarettenstummel fort. Heiser fragte der Soldat:

„Gehn Sie in die Kirche?“

Der Deserteur schüttelte den Kopf. Bede seufzte.

„Leben Ihre Eltern noch? Stehen Sie gut mit ihnen?“

„Nur mein Vater. Hat auf seine alten Tage noch einmal geheiratet.“

Erleichtert merkte der Soldat, daß der Deserteur seinen Vater nicht mochte.

„Und mit der Frau leben Sie gut?“

Der Deserteur nickte mechanisch. Ihm gingen die Schuhbänder durch den Kopf.

Bede hätte die Antwort des andern am liebsten nicht gehört, und so fragte er schnell weiter.

„Haben Sie mal gestohlen?“

Der Deserteur schüttelte den Kopf, der andere jedoch ließ mit seiner gemütlichen Ausfragerei nicht locker.

„Auch nicht als Kind, das ist keine Schande, jeder hat's mal getan.“

Der Zerlumpte schwieg: seine Augen waren wäßrig, er stopfte das heraushängende Ende seiner Fußlappen in den Schuhschaft. Wir haben noch zu gehen. Vor uns liegt ein Stück Weg...

Er soll nichts Schlechtes von mir denken.

„Gehn wir, Herr Honvéd.“

Die Stimme des Soldaten bebte.

„Vor mir brauchen Sie keine Angst zu haben. Ich will Ihnen nichts Schlechtes...“ Unter dem Schweiß war sein Gesicht hochrot.

„Gehnwir?“

„Rasten wir noch ein wenig.“

Wir haben einen Weg vor uns... wir werden noch gehen... der Abgerissene schnürte auch den anderen Schuh auf, um ihn genauso fest zuzuschnüren. Der Soldat wandte den Kopf ab.

Er soll nichts Schlechtes von mir denken... sein Gesicht war ganz naß.

„Bringen Sie mich zu einer anderen Einheit?“

„Verboten“, preßte der Soldat heraus.

„Ich will's auch nicht so genau wissen“, verteidigte er sich, „Geheimnis ist Geheimnis...“ mit seiner flachen Hand fuhr er über die Schuhspitzen.

Kann sein, immer von Regiment zu Regiment, bis der Krieg aus ist...

Der Soldat hatte fast Tränen in den Augen; die Mütze preßte sich wie ein Eisenring um seine Stirn, seine Haut wurde immer röter und immer feuchter. Ich will nicht...

Ein langer Weg.

„Also gehn wir, Herr Honvéd? Sonst wird es dunkel“, er untersuchte die Knoten seiner Schuhbänder.

Entsetzt sah der Soldat ihn an.

Wenn er jetzt seine Mütze nicht runternimmt, platzt ihm der Kopf, aber er kann sie nicht abnehmen: seine Augen müssen im Schatten bleiben, zumindest die Augen.

Der Zerlumpte wollte fort. Er stand auf.

Dem Soldaten wurde die Kehle trocken, entsetzt hob er den Kopf.

Rechts vom Soldaten raschelte es im Gebüsch, fast brüllend kommandierte der Soldat:

„Hinlegen!“

Der Deserteur haute sich mit dem Gesicht ins hohe Gras. Krumm an den Baum gelehnt, horchte der Soldat angespannt. Er allein konnte den Wind spüren, nur er stand.

„Russen!“ sagte er heiser, in Richtung zu dem Liegenden, so leise, daß dieser ihn grad noch hören konnte. Der Deserteur hob den Kopf ein wenig, doch der Soldat befahl ihm: „Runter. Man sieht Sie!“

Der Soldat schoß ins Gebüsch, der Deserteur drückte seinen Kopf immer tiefer ins Gras. Jedes Geräusch vermeidend, stand der Soldat hinter dem Zerlumpten.

„Der Russ! Der Russ!“ murmelte er.

Der Deserteur war halb aufgesprungen, der Soldat brüllte los.

„Er knallt Sie ab!“

Der eine Arm des Fallenden knickte nach dem Schuß Halt suchend ein, kräftig preßte er die Schuhspitzen gegen vereinzelt hervorstehende Wurzeln, die Schuhbänder platzten und flatterten wie die Flügel am Knöchel des Hermes.

Verzweifelt schob der Soldat die Mütze aus der blau angelaufenen Stirn und richtete die Waffe erneut gegen das Gebüsch.

Dann begann er zu laufen, aus dem Wald hinaus, schoß wie toll nach rückwärts ins Gebüsch, in dem noch immer der Wind klirrte. Unter dem trockenen Gestrüpp eilten die aufgescheuchten Käfer in alle Richtungen davon.

Im Schatten

Dramatische Novelle mit Darstellern

Im Hintergrund der Bühne ist ein stilisiertes Hakenkreuz zu sehen. Vorne ein bis zur Bühnendecke reichender Galgen. Bühnenwände nach Belieben. Von links herein FEINER HERR mit Hut, Taschentuch in der Brusttasche, Spazierstock, von rechts herein HERR, einfach in „Zivil“. Sie treffen sich unter dem Galgen.

FEINER HERR (*murmeln*): 168 742

HERR (*greift in die Tasche, nimmt ein Notizbuch heraus, streng*): Was ist das?

FEINER: Eine Telefonnummer.

HERR (*blickt verstohlen ins Notizbuch*): Wer ist diese Telefonnummer?

FEINER: Diese Telefonnummer ist meine Tante.

HERR: Und Ihr Onkel?

FEINER: Mein Onkel ist eine ganz andere: 284 692.

HERR (*blickt um sich*): Hat das hier und jetzt irgend eine Bedeutung?

FEINER: Es hat eine (*murmelt*): 567 893

HERR (*brüsk*): Wer ist diese Telefonnummer?

FEINER: Diese Telefonnummer ist mein Freund.

HERR (*steckt sein Notizbuch ein, in das er etwas eingetragen hat*): Ich frage Sie noch einmal, falls Sie zu antworten belieben: hat dieses 567 893 oder Ihr Freund hier und jetzt (*zeigt um sich*) irgendeine Bedeutung?

FEINER (*blickt besorgt zum Galgen*): Es gibt hier gewisse beunruhigende Umstände.

HERR: Sie sind ein Hellseher. Sprechen wir übrigens von etwas anderem. Wer wird heute gehenkt?

FEINER: Einer von denen, die heute hierherkommen, in unsere Mitte.

HERR: Vorläufig sind wir zu zweit.

FEINER: Ganz bestimmt werden auch andere kommen, eben mit Rücksicht auf die Umstände (*schiebt nach oben*).

HERR: Sind Sie sich dessen sicher, daß... daß noch... wer kommen wird?

FEINER: Ganz sicher, wenn keiner sonst, der Henker muß auf jeden Fall kommen. Der Henker geht niemals allein: der Henker hat eine Suite. Verstehen Sie das?

HERR: Ja. Und der Staatsanwalt, der Richter, der Geistliche — auch sie müssen zugegen sein.

FEINER: Vom Verurteilten ganz zu schweigen. Und den Verurteilten pflegen Wächter zu begleiten.

HERR: Und zudem die Schar der Gaffer, Bauern, Gesinde, Soldaten...

FEINER: Und selbst der König kann kommen, um bei der Hinrichtung zugegen zu sein.

HERR: In der Tat, bei manchen Hinrichtungen ist auch der König zugegen.

FEINER: Mehr noch. Auch das gibt es, daß der König gehenkt wird.

HERR: Oh, unmöglich. Hier und jetzt zumindest. Aber sagen Sie mal, wenn der König kommt, so kommt er doch nicht allein, stimmt's?

FEINER: Oh, der König kommt immer in Begleitung seines Hofes. Sofern nicht (*zögernd*) er gehenkt wird. In solchen Fällen kommen die

Höflinge und die Hofdamen natürlich nicht mit.

HERR (*neugierig*): Andernfalls ja?

FEINER: Andernfalls ja.

HERR: Meine Herren! Wichtig für mich ist, daß auch andere kommen, daß wir nicht bloß zu zweit sind, hier und jetzt (*blickt besorgt nach oben*.)

FEINER (*ebenfalls besorgt*): Sie haben recht. Obwohl... (*nachdenklich*) wir beide schon Masse sind.

HERR: Das ist möglich, mein Herr, aber ich sehne mich nach der realen Masse, nicht nach der abstrakten.

FEINER (*mitfühlend*): Ein Mensch ist nichts anderes als die Verkörperung des universellen Individuums, die Krone des homo sapiens. Zwei Menschen — schon die Masse, da sie bereits Träger der Gesetzmäßigkeit von Umständen und Zusammenhängen sind. Anders gesagt: ein Menschenpaar ist Masse im Embryonalzustand.

HERR: Schön und gut, ich weiß bloß nicht, welche Bedeutung das alles hier und jetzt hat (*blickt besorgt nach oben*).

FEINER (*blickt nach oben*): Ich möchte glauben, daß wir nicht allein sind. Sie und ich. Ich möchte glauben, daß... ja... wenn niemand kommt... wir auch dann noch... die Masse repräsentieren. Wir sind nicht die Vertreter der paarweisen Einsamkeit, sondern der personifizierten Gemeinschaft; nicht der paarweisen Einsamkeit, sondern der paarlosen Gemeinschaft. In unserer Einsamkeit sind wir gemeinschaftlich, und als Mitglieder einer Gemeinschaft — Einsame.

HERR: Ich weiß nur eines nicht, ob das hier und jetzt überhaupt eine Bedeutung hat.

FEINER: Es hat eine (*blickt nach oben*). Weisheit macht stark.

HERR (*zweifelnd*): Hier und jetzt?

FEINER: Überall und immer.

HERR (*zur Seite*): Das begreife ich nicht. Aber hier und jetzt ängstigt mich alles. (*Zum Feinen*) Ich möchte jetzt endlich erfahren, ob auch andere herkommen?

FEINER: Ich verstehe und begreife Sie. Sie wollen sich hinsichtlich der Besitzerrechte auf den Strang klar werden. Ich übrigens auch. (*beruhigend*) Wir werden es erfahren.

HERR: Die Erkenntnis hat stets ein zweifaches Ziel: erkennen, indem man fortschreitet, und erkennen — um den Preis des Lebens.

FEINER (*mit leichtem Spott*): Hat das hier und jetzt irgendeine Bedeutung?

HERR (*als ob er nicht gehört hätte*): Wer wird gehenkt?

FEINER: Das kann ich genau so wenig wissen wie Sie. Übrigens will ich auch nichts behaupten. Ich habe es mir abgewöhnt, etwas zu behaupten. Ich will nur soviel festhalten: gut, daß wir zu zweit sind. Zu zweit als Masse im Embryonalzustand...

HERR: Ich verstehe Sie nicht, wie kann jemand philosophieren hier und jetzt?

FEINER: Ich kann überall philosophieren, wenn ich will. Diogenes konnte es sogar im Faß. Sokrates beim Gehen. Kant in seinen vier Wänden und Spinoza beim Diamantenschleifen. Was soviel bedeutete, daß sie von ihrer Umgebung abstrahieren konnten.

HERR: Trotzdem kann ich Sie nicht verstehen. Nehmen Sie's mir nicht übel: wie bringt

jemand die seelische Kraft auf, unter dem Galgen zu philosophieren?

FEINER: Warum nicht? Nicht ich werde gehenkt. Und selbst wenn man mich hängen sollte, eh der Henker noch den Schemel unter mir wegstoßen könnte, würde ich der Welt etwas zurufen: „Es lebe die Freiheit“, „Seid gut“, „Bessert euch“, „Vertraut einander“ oder sonst etwas.

HERR (*neugierig*): Ist das verpflichtend?

FEINER: Es schickt sich so. Die Nachwelt zeichnet so etwas auf. Wir wissen, welches Goethes letzter Satz war. Die ersten Wörter der Kinder vergißt jeder, an die letzten Worte erwachsener Menschen erinnert man sich lange.

HERR: Ich mag die in letzter Minute ausgerufenen Lösungen nicht. Sie sind nicht real.

FEINER: Aber dafür echte Botschaften.

HERR: Wer sich aufs Sterben vorbereitet, soll den Lebenden nichts verkünden. Die Toten haben's leicht, denn schließlich sind wir es, die alles lösen müssen.

FEINER: Sie zum Beispiel, was würden Sie rufen?

HERR (*betroffen*): Ich? Ich... darüber habe ich noch nie nachgedacht.

FEINER (*bedauernd*): Schade.

HERR (*beunruhigt*): Warum? Wissen Sie etwas?

FEINER: O nein. Nur eben... memento mori, aber in erster Reihe müssen wir nicht an den Tod denken, sondern vielmehr an die Worte vor dem Tod. Ich habe einen Minister gesehen. Er hatte Krebs. Er wußte, daß seine Tage gezählt waren. Ich hätte von ihm erwartet, daß er wenigstens jetzt, wo es sowieso alleseins war, vor der Öffentlichkeit

die Wahrheit sagt. Aber er tat es nicht. Sehen Sie, das ist Verantwortungslosigkeit gegenüber der Nachwelt.

(Kleine Pause.)

Was werden Sie rufen?

HERR (*zuckt zusammen*): Keine Ahnung. Nach Möglichkeit etwas Bissiges. Etwas, was alle mies macht. Was sie nicht zur Ruhe kommen ließe... etwa: „Einmal wenigstens wascht auch eure Gehirne, die Zähne putzt ihr euch schließlich alle Tage!“

FEINER: Dieser Satz ist zu lang, gemessen an der Zeit, die einer hat, der in den Tod geht.

HERR: Meinen Sie?

FEINER: Man muß ihn straffen, damit er verdaulicher wird.

HERR (*wie ein Erwachender*): Aber warum sprechen wir eigentlich über solche Dinge? Sprechen wir doch über Sonnenschein, Gräser, Bäume...

FEINER (*zweifelnd*): Hier und jetzt?

HERR (*plötzlich*): Sagen Sie mal, mit was für einem Herzen reden Sie unter dem Galgen?

FEINER: Mit schwerem Herzen.

HERR: Wäre es nicht besser, wir gingen in den Park spazieren und setzten uns auf die Bank?

FEINER (*schüttelt den Kopf*): Nein. Geht nicht.

HERR: Weshalb?

FEINER (*zeigt nach oben*): Der da erlaubt es nicht.

HERR: Personifizieren Sie nicht die Dinge dieser Welt. Er ist bloß Werkzeug. Er weiß von nichts.

FEINER: Wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, irren Sie. Er weiß alles. (Kleine Pause.)

HERR: Verzeihen Sie, mein, Herr, hatten Sie nicht ein gesprengeltes Huhn im Alter von fünf-einhalb Jahren?

FEINER: Nein. Übrigens verstehe ich Ihre Frage nicht.

HERR: Hatten Sie nicht ein gesprengeltes Huhn im Alter von fünfeinhalb Jahren?

FEINER: Ich verstehe nicht.

HERR: Was verstehen Sie nicht?

FEINER: Ob ich ein fünfeinhalb Jahre altes Huhn hatte oder ob ich im Alter von fünfeinhalb Jahren ein Huhn hatte.

HERR: Das ist wirklich belanglos. Hier und jetzt hat das nicht die geringste Bedeutung. Die Sprache eignet sich nur zur Mitteilung der allerklarsten Gedanken. Sobald wir einen komplizierten Sinn entdecken, sind wir genötigt, Dramen zu spielen.

FEINER: Wie haben Sie eigentlich Lust, hier zu philosophieren?

HERR: Wollen Sie etwa sagen: Im Hause des Erhängten spricht man nicht vom Strang?

FEINER: Dort kann man allerdings darüber sprechen, weil das an den Tatsachen nichts mehr ändert; dafür ist es im Hause des zu erhängenden Menschen verboten, vom Strang zu sprechen. Oder von den Handschuhen des Henkers.

HERR: Von den Handschuhen des Henkers?

FEINER: Der Henker zieht vor jeder Hinrichtung ein Paar neue, weiße Handschuhe an. Nach der Hinrichtung wirft er die Handschuhe auf die Leiche des Hingerichteten, zum Zeichen, daß die Handschuhe ihn hingerichtet haben, und nicht etwa die Hände.

HERR: Wie kann man nur einen Mord auf Handschuhe abwälzen?

FEINER: Auch Pilatus hat seine Hände gewaschen.
Also: die Handschuhe bedeuten folgendes:
Recht und Gesetz haben ihn hingerichtet, die
Handschuhe an den Händen, dadurch bleiben
die Hände sauber...

HERR: Ich bin müde. Gehn wir in den Park und
setzen uns.

FEINER: Sie vergessen, daß wir nicht uns gehören.
HERR: Sondern?

FEINER (*weist mit dem Kopf nach oben?*)

HERR (*erbleicht*): Sie wissen viel zu viel über das
Aufhängen. Welchem Umstand ist das zuzu-
schreiben?

FEINER: Meinem unstillbaren Wissensdurst.

HERR: Womit beschäftigen Sie sich?

FEINER: Ich spiele Dramen.

HERR: Ich meine im Zivilleben...

FEINER: Eben im Zivilleben spiele ich Dramen.

HERR: Was ist Ihnen dieser Galgen?

FEINER: Dieser Galgen ist für mich die Möglich-
keit.

HERR: Mein Herr! Vor mir brauchen Sie nicht
Angst zu haben! Wir sollten voreinander
keine Angst haben! Übrigens lassen wir das.
Wenn die Waffen sprechen, schweigen die
Musen: und die Gedanken unter dem Galgen.
Lassen wir das, sprechen wir offen.

FEINER: Warum? Wen wird man hängen?

HERR: Irgendeinen Zigeuner.

FEINER (*atmet erleichtert auf*): Wenn nur uns
nicht, dann ist's gut.

HERR: Wen immer, nur nicht uns.

FEINER: Ich muß gestehen, ich hatte Angst vor
Ihnen.

HERR: Ich muß gestehen, auch ich.

FEINER: Ich hatte das Gefühl, daß wir zu zweit
sind.

HERR: In der Tat.

FEINER: Ich hatte das Gefühl, wo zwei Menschen sind, kann der eine nur der Verurteilte und der andere nur der Henker sein.

HERR: Ich habe wortwörtlich dasselbe gedacht.

FEINER: Jetzt möchte ich Ihnen etwas Lustiges sagen, (*traurig*) Aber ich kann nicht.

HERR: Hier und jetzt geht das auch nicht. Gehn wir in den Park.

FEINER: Wird das keine Folgen haben?

HERR: Warum?

FEINER: Wenn wir von hier weggehen? Von da drunter?

HERR: Ich habe doch schon gesagt, daß man nicht uns hängt, sondern einen Zigeuner.

FEINER: Woher wissen Sie das?

HERR: Ich habe es in den gestrigen Zeitungen gelesen.

FEINER: Gott sei Dank, noch gibt es eine Information.

HERR (*nickt*): Also gehn wir.

(*Aus der Ferne Geräusch, Trommelschläge.*)

FEINER: Was kann das sein?

HERR: Sie kommen mit dem Zigeuner. Wollen Sie zusehen?

FEINER (*zusammenfahrend*): Nein, nein. Gehn wir. (*Er möchte weggehen.*) Trotzdem... wenn man zufällig... nicht den Zigeuner... sondern... und ich keine Zeit haben sollte, der Welt meine letzte Botschaft zuzurufen, Ihnen teile ich sie mit: „Am Fuße des Galgens gibt es keine Philosophien!“ Das wollte ich sagen. Freilich nur in dem Fall... also... gehn wir...

HERR: Gehn wir... (*zurückschreckend*) wenn trotzdem... wenn man zufällig nicht den Zigeuner und auch nicht... sondern... und ich keine Zeit haben sollte...

FEINER: Ich verstehe. Was wollen Sie rufen?

HERR: Etwas Kurzes. Etwas ganz Kurzes. „Ich habe mich in der Presse getäuscht.“

FEINER: Ich habe es zur Kenntnis genommen. Gehn wir. In den Park. Unter die Bäume. (*Pause, sie bleiben wie angewurzelt stehn.*) Wenn Sie wissen, wer gehenkt wird, warum haben Sie das nicht schon vorher gesagt?

HERR: Ich dachte, Sie wüßten von einem andren, der gehenkt werden soll. Ich meinerseits glaube den Zeitungen nicht.

FEINER: Daran tun Sie gut, gehn wir.

HERR: Nun, auch ich möchte nicht zusehn.

FEINER: Was hat er wohl verbrochen?

HERR: Den Meldungen nach hat er während der Verdunklung gestohlen.

FEINER: Was wird er wohl rufen?

HERR: Lassen wir das. Gehn wir.

FEINER (*blickt sich um*): trotzdem... hier stehe ich und kann nicht anders...

HERR: Ich bin kein Lutheraner. (*Mit trauriger Unschlüssigkeit.*) Was Wird er wohl rufen?

FEINER (*fast stöhnend*): Warum gehn wir nicht?

HERR (*erstaunt*): In den Park? Unter die Bäume?

FEINER: Was wird er wohl rufen?

HERR: Sollen wir hier bleiben?

FEINER: Und jetzt?

HERR: Und wenn er nichts rufen wird?

FEINER: Unmöglich, nichts zu rufen. Hier und jetzt.

HERR: Wirklich ein Zigeuner?

FEINER: Sie haben's gelesen.

HERR: Ja. Ich würde es sogar beschwören, und trotzdem erscheint mir alles so unglaublich.

FEINER: Sie wollen doch nicht sagen...?

HERR: Doch.

FEINER: Mir erscheint alles so furchterregend.

HERR: Ein Grund mehr, wegzugehn.

FEINER: Was wird er wohl rufen?

HERR: Sollen wir bleiben?

FEINER: Für ihn ändert sich sowieso nichts. Er kann auch die Wahrheit sagen. Würde er sie bloß sagen.

HERR: Ein Zigeuner ist kein Intellektueller.

FEINER: Die Wahrheit kann er trotzdem sagen. Er hat nichts zu verlieren.

HERR (*horchend*): Hören Sie's?

FEINER: Was?

HERR: Daß Stille ist. Der Lärm ist weg.

FEINER: Ist das verdächtig?

HERR: Begreifen Sie nicht? Möglich, daß es aufgehoben wurde. Die Begnadigung ist eingetroffen.

FEINER (*erbleichend*): Begnadigt? Ihn?

HERR: Ja. Jetzt ist es schon ganz gewiß. Der Gouverneur hat ihn begnadigt. Hören Sie? Kein Geräusch.

FEINER (*gebrochen, horchend*): Nichts. Nichts. (*Kurze Pause.*) Schon allein die Vorstellung ist schrecklich.

HERR (*in banger Vorahnung*): Ich würde es nicht überleben.

FEINER: Ich auch nicht. (*Mit einiger Zuversicht*) Möglich, daß es nur aufgeschoben wurde. Der Henker hat sich verspätet.

HERR: Es gibt keine Handschuhe.

FEINER: Der Beichtvater hat sich nicht eingefunden.

HERR: Irgendein technisches Hindernis.

FEINER: Nein. Er kann unmöglich begnadigt werden.

HERR: Er kann nicht begnadigt werden. Er hat gestohlen.

FEINER: Während der Verdunklung.

HERR: Während andere auf die Entwarnung gewartet haben ...

FEINER: Hat er im Schutz der Dunkelheit...

HERR: Die Angst der Menschen mißbrauchend...

FEINER: Ihr Abgelenktsein...

HERR: Ihre Todesangst...

FEINER: Hat er ihre Häuser ausgeraubt.

HERR (*hart*): Er kann nicht begnadigt werden.

FEINER (*beinah zitternd*): Es ist still.

(*Pause.*)

HERR: Still.

FEINER (*mit gereizter Ungeduld*): Wo bleibt der Hinrichtungszug?

HERR (*feierlich*): Ich vertraue auf den Hinrichtungszug.

FEINER: Unzulässige Zustände.

HERR: Unzulässige Zustände.

FEINER: Der Hinrichtungszug darf sich nicht verspäten.

HERR: Ein Hinrichtungszug darf sich unter keinen Umständen verspäten.

FEINER: Der Henker muß pünktlich sein.

HERR: Die Industrie muß mehr Handschuhe erzeugen, damit es nicht zu Stagnationen kommt.

FEINER: Der Beichtvater muß in aller Herrgottsfrüh aufstehen.

HERR: Alle technischen Hindernisse im Vollzug der Hinrichtung müssen aus dem Weg geräumt werden.

FEINER (*nach einer kurzen Pause*): Und wenn...?

HERR: Und wenn...

FEINER: Trotzdem...

HERR: Man nicht ihn... nicht diesen Zigeuner...

FEINER: Wenn nicht den Zigeuner...? Dann...?

HERR: Wen?

FEINER: Wenn niemanden?

HERR: Das ist nicht möglich.

FEINER: Warum nicht?

HERR (*weist mit dem Kopf nach oben*): Seinetwegen.

FEINER: Seinetwegen? Muß es sein?

HERR: Wenn er nun mal hier steht... Umsonst...
steht er nicht... hier...

FEINER: Was sollen wir tun?

HERR: Vielleicht...

FEINER: Vielleicht?

HERR: Schreiben wir eine Bittschrift...

FEINER: In der...

HERR: ...wir den Gouverneur bitten, den Zigeuner nicht zu begnadigen...

FEINER (*erschauernd*): Das wäre nicht schön.

HERR: Es muß sein... (*weist nach oben*) Seinetwegen...

FEINER: Entsetzlich... Entsetzlich, daß es wahr ist.

HERR: Gehn wir.

FEINER: (*hoffnungsvoll*): In den Park? Unter die Bäume?

HERR: In den Park. Unter die Bäume. Die Bittschrift, verfassen. (*Kurze Pause, zögernd.*)

Wir müssen erfahren, was er als letztes ruft.
(Sie gehn los, Vorhang.)

Herr Weißkopf, wieviel Uhr ist es?

(Dem Andenken der antifaschistischen
Kämpfer)

I

Herr Weißkopf, wieviel Uhr ist es?

„Ein Bildhauer hat es leicht: Eine Statue bringt nicht jeder zustande. Ich aber bin Philosoph, daher steht mein Start von vornherein unter einem ungünstigen Stern: Gedanken macht sich jeder. Es gibt also viele Rivalen: *Jeder Mensch ist mein Konkurrent.*“

So begann ich mein Vorwort. Eine erregende Philosophie wollte ich bieten, meinen Stil vom verknöcherten Ballast des germanischen Systematismus befreien, vom Nachteil des Nur-in-der-Sprache-Lebens: Die deutsche Philosophie ist unübersetzbbar, wird sie trotzdem übersetzt, so fällt ihr halber Inhalt heraus, und das nur wegen der Unerfaßbarkeit sprachlicher Feinheiten. Aber auch dem *more geometrico* der Franzosen wollte ich mein System nicht annähern: Die französische Philosophie ist ebenmäßig wie ein Schwanenhals: Man sieht, Literaten haben sie gepflegt. Bergson gar hat sie endgültig auf die abschüssige Bahn der Lesbarkeit gebracht.

Fragte mich jemand, wie ich mein System nennen wollte, ich würde antworten: Zeitphilosophie. Erstes Buch: *Zeit in der Zeit* (Simultaneitätslehre), zweites Buch: *Zeitlosigkeit in der Zeit* (Sukzessivitätslehre). Das dritte — eben dieses beschäftigte

mich damals —: Analyse der Kausalzusammenhänge von Sukzessivität und Simultaneität.

„Ich bin Weißkopf.“

Er hatte bloß ein kleines Bündel. „Es ist nicht gestattet, mit vielen und großen Gepäckstücken durch die Welt zu humpeln: unsere Aufmerksamkeit teilt sich ..

Zahnbürste und Zahnpaste, zwei Paar Socken, zwei Hemden, Leibwäsche, Wolldecke und ein kleines Kissen.

Wir zeigten ihm das Bett, wo er schlafen sollte, er richtete sich ein. Er wußte, was seine Pflicht war. Er kam auf den kreuzbeinigen Tisch zu:

„Auf Hitler habe ich nicht geschimpft, aber ich bin Jude.“

„Sagen Sie mal, sind Sie wirklich Uhrmacher?“ fragte ein magerer Offizier.

„Ja doch... Heute nacht hatte ich einen interessanten Traum...“ sagte er beim Ausziehen, „Ich traf den Führer.“

Keiner fragte ihn, was er geträumt hatte. Nachdem der magere Offizier seine Stiefel ordentlich an den Bettfuß gestellt hatte, wandte er sich an ihn:

„Hoffe, Sie finden sich auch ohne Uhr zurecht!“

„Aber selbstverständlich, natürlich...“

Sein Traum war ein schrecklicher Traum. Er bedauerte, daß niemand sich dafür interessierte. Er hätte ihn gern erzählt.

In einem seltsamen Nebel war ihm der Führer begegnet. Er selber lag am Rand eines Grabens, der Führer aber, im Arbeitskittel und eine Laubsäge in der Hand, hatte sich ihm genähert.

„Ich werde dir ins Gehirn scheißen, du Judensau“, sagte er.

Herr Weißkopf lächelte.

„Au, ich bitte Sie, das geht doch nicht...“

,Wirst schon sehen...” Etwas Ähnliches knurrte der Führer, und Herr Weißkopf wurde von Soldaten festgehalten. Zuerst schor der Führer den Uhrmacher kahl, dann sägte er ringförmig sein Schädeldach auf und hob die Schädeldecke so von seinem Gehirn ab wie ein Koch den Deckel vom Topf. Er beugte sich sogar darüber, wie ein neugieriger Küchenjunge.

Herr Weißkopf zog einen kleinen Taschenspiegel heraus und war entsetzt.

Einen ganz gewöhnlichen Nachttopf hatten sie aus ihm gemacht...

Er sah, wie der Führer an den Hosenknöpfen fingerte. ,Der macht Ernst’, sein Herz krampfte sich zusammen. Plötzlich sprang der Führer hoch:

,Was heißt hier: geht nicht?’ Und er brüllte, er, der Europa erobert, er soll einem kleinen Juden nicht ins Gehirn scheißen können, nur weil es vollgestopft ist mit anderm Zeug?

Und zornig machte er sich dran, Herrn Weißkopf auf den Kopf zu stellen, um alles aus seinem Schädel herauszuschütteln.

,Was ist das?’ brüllte der Führer.

,Das...?’ Herr Weißkopf murmelte verwirrt: ,Das Hohelied.’

,Unddas?’

,Davids Psalmen.’

,Das?’

,Das Kol Nidre.’

,Das?’

,„Sagen Sie mal, Herr Weißkopf, können Sie die ungefähre Zeit auch ohne Uhr ermitteln?” Den mageren Offizier interessierte nur das.

,„Miteiner Genauigkeitsdifferenz von ein, zwei Minuten...” sagte der Alte.

,Ruhm sei Dir, o Jahwe, weil Du mein Gehirn für alle Ewigkeit gefüllt hast’, sagte dankbar zu sich

selbst Herr Weißkopf, als er merkte, daß der Führer schön schwitzte, der Kopf aber noch lange nicht leer war. Ein bodenloser Brunnen ist das, dachte qualvoll lächelnd Herr Weißkopf, und dabei steckt noch der ganze Talmud drin.

„Mit der Sonnenuhr?“ fragte der Offizier, als er sich am Morgen die Fußlappen umwickelte.

Herr Weißkopf trat ans Fenster.

„Nach dem Schatten, mit einer Differenz von ein, zwei Minuten. Möglicherweise rutscht mir auch ein Fehler durch, und ich sage die genaue Zeit. Zuerst aber muß ich die genaue Zeit erfahren, um etwas zu haben, worauf ich mich beziehe. Jetzt... ist es ungefähr ein Uhr.“

Als das Essen gebracht wurde, schielte der magere Offizier auf die Uhr des Aufsehers. Es war ein Uhr zehn.

„Sie hatten recht, Herr Wecker“, sagte lachend der Offizier.

Bei der sinnlich wahrnehmbaren Zeit kann man ebenso drei Dimensionen unterscheiden wie im Raum. Die in der Dauer wahrgenommene Zeit entspräche auch der aus der Grammatik bekannten Gegenwart. Die in der Tiefe wahrgenommene der grammatischen Vergangenheit, und die in der Höhe wahrgenommene...

II

Herr Wecker, wieviel Uhr ist es?

Der Offizier lag auf dem Bett, mit dem Gesicht zur Decke. Seine Lippen bewegten sich. Entweder zählte er, oder er erinnerte sich an etwas. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf.

„Herr Wecker!“

Dienstbeflissen eilte Herr Wecker an das Bett des Offiziers.

„Wieviel Uhr ist es, Herr Wecker?“ In seiner Stimme war Hoffnung.

„Jetzt? Halb sechs...“

„In Ordnung...“ sagte der Offizier und legte sich zurück.

„Wieviel ist noch bis zum Mittagessen?“

„Wieviel bis zum Abendessen?“

„Wieviel bis zum Appell?“

„Sagen Sie mir, wenn's elf ist, in der Ecke drüben gibt es einen Vortrag über Ästhetik.“

Herr Wecker war genau, unfehlbar. Dienstbereit.

Eingefleischte Dienertseele. So was müßte man abknallen... Seit der hier ist, habe ich noch kein einziges Kapitel zu Ende gebracht.

„Was ist das? Nun?“

„Daaas...? Spinoza.“

Herr Weißkopf war voller Zuversicht, doch er fürchtete, möglicherweise doch ganz ausgenommen zu werden, und dann würde der Führer seine schreckliche Drohung wahrmachen.

„Ich habe zeitlos gelebt, solang Sie nicht hier waren, Herr Wecker“, sagte der Offizier, der an dem Alten einen Narren gefressen hatte.

Ich bedauerte und haßte diesen Offizier, wie überhaupt alles, was nach Militär aussah. Jeder Soldat, bis hinauf zum General, bleibt in der Tiefe seiner Seele ewig ein Spieß. Ich verabscheute ihn, weil er schwach war. Solange er in der Uniform steckte, spielte er den starken Mann. Mit der Uniform fielen Macht und Haltung von ihm. Wenn ihn dann irgend jemand betrachtete, konnte er ihn leicht für einen senilen Bücherwurm halten. Und sobald er den Mund aufmachte, zeigte es sich: Sogar die Kommandos hatte er vergessen. Pfui Teufel!

„Jeder zieht Sie nach Belieben auf, wie einen richtigen Wecker...“, sagte ich zum Alten, weil ich es nicht mehr mitansehen konnte, wie er herumrannte, wie er sich herumzerren ließ.

„Wer immer mich aufzieht, und wie immer, ich zeig doch nur die Zeit, die ist“, sagte er ruhig, aber seine Sanftmut brachte mich auf.

Zuweilen hatte ich Lust, ihn zu zerreißen. Schon sein Anblick reizte mich. Wie kann jemand mit sechzig und etlichen Jahren noch so unschuldig blau in die Welt schauen? Täuschen will er die Menschen mit diesem gütigen Blau. Wie er so dahertrottet, wie er zum Fenster geht, um nach dem Schatten zu sehen: Alles nährt nur den Widerwillen in mir.

Ich will nichts Gutes sehen, solange ich in einem solchen Meer von Schlechtigkeit stehe; hier ist jeder Tropfen Güte Lüge. Entweder dazu geeignet, eine Sekte zu gründen oder unser beladenes Gewissen zu beruhigen. Weiß der Teufel, was auf seiner Seele lastet.

Niemand soll wagen, gut zu sein, solange ich selbst fühle, daß ich schlecht bin! Solange jeder schlecht ist, ist die einsame Güte Gift.

Wo waren wir geblieben?

Der Kausalzusammenhang von Sukzessivität und Simultaneität kennt auch solche Grenzfälle... Es geht nicht. Ich weiß es nicht. Der ist hergekommen und sagt jedem, wieviel Uhr es ist! Und ich kann nicht über die Zeit nachdenken, kann über die Zeit nicht schreiben, solange die Menschen nach der Uhrzeit fragen.

Wie soll man über die Zeit im allgemeinen nachdenken, wenn alle Viertelstunden jemand einem die genaue Zeit zuflüstert, zuschreit oder nur einfach mitteilt.

,Was ist das?’

,Das... der Atta Troll...’

Herr Weißkopf fühlte es und empfand es fast Wie Glück: Noch war, Gott sei's gedankt, noch war etwas übrig. Der Führer konnte schwitzen.

„Herr Wecker!“

Herr Wecker schielte zu mir: Er spürte, sein einziger Gegner war ich. Er ging hin.

„Viertel neun.“

Auch andere sitzen um den Offizier. Woran könnte dieser Offizier denken? Woran kann ein Soldat überhaupt denken? Die Kommandos parieren ihm nicht mehr. Das Meldegehorsamst steht herausfordernd und grinsend vor ihm: „Bist am falschen Mann, mein Lieber. Für dich bin ich kein Meldegehorsamst mehr, verstanden?“

Und so verfährt auch das Zubefehlbitte, auch das Kehrteuch und auch das Vorwärtsmarsch.

Nichts ist trauriger als der Anblick eines Offiziers, den seine Kommandos im Stich gelassen haben. Weit trauriger noch, als wenn seine Soldaten getürmt wären.

Herr Wecker aber ging zwischen den Betten hin und her. Wie der gesalbte Vertreter der Zeit. Würden sie ihn doch endlich an die Wand stellen!

Der simultane Kausalzusammenhang kennt einen einzigen Sonderfall, wenn nämlich...

„Was ist das?“

Herr Weißkopf mußte lächeln:

„Das ist Tobias... der Milchmann...“

Der Führer weidete den Kopf weiter aus: Schon steckte er bis zu den Ellbogen drin.

Herr Weißkopf war zuversichtlich: Bis er zum Talmud kommt, wird er müde sein. Und wenn selbst das nicht eintrifft, im Talmud wird er sowieso steckenbleiben.

„Wann kommt schon dieser diensthabende Offizier?“ fragte unser Offizier. Endlich eine alltägliche Frage, die jeden interessierte.

III

Herr Turmuhr, wieviel Uhr ist es?

Wie schlaff unsere Haut ist. Herr Weißkopf ißt kaum etwas. Schon wieder durchströmt ihn allumfassende Güte. Wie kann er es wagen, gut zu sein? Daniel in der Löwengrube, die Bibel lesend! Pfui! Ich will arbeiten: Ich will auch den dritten Band meines Buches schreiben. Wie gut war es, bevor dieser klägliche Gnom herkam. Ich konnte arbeiten, niemand störte mich. Jetzt aber sagt und sagt und sagt dieser Mensch in einem fort die genaue Zeit an, und meine große Zeit hockt mit schlappen Flügeln irgendwo auf dem Zweig der Möglichkeit.

Wieder verteilt Herr Weißkopf seine Ration.

„Stimmt's, Herr Weißkopf, Sie haben jetzt Durchfall?“

Meine Frage verfolgt eine bestimmte Absicht. Ich hoffe, er wird Farbe bekennen. Wenn er ja sagt, wird es allen klar sein, daß hinter seiner Güte Krankheit steckt, sagt er hingegen nein, so wird jeder wissen, daß er auf Popularität aus ist.

„Heute darf ich nicht essen. Auch ist es vorgeschrieben, daß ich schenken soll...“

Wie soll man ihn nicht hassen? Das heißt: Es ist nicht Krankheit, er will sich auch nicht unbedingt angenehm machen, sondern allein der Glauben, allein die Vorschrift. Folglich ist er ein Mensch wie ich, nur eben frömmter. Oder ist er in seiner Aufrichtigkeit menschlicher als ich, weil er nichts zur Schau stellen will: Er ist kein Rollenspieler, er lebt die Güte.

„Das?“

„Das... der Herzl...“

Herr Weißkopf freut sich, daß der Führer ihn nicht fragt, wer das war.

Der diensthabende Offizier ist hereingekommen.

Erregt fährt unser Offizier hoch: Jawohl... er sagt, welche Medikamente er nötig hat. Der Diensthabende überhört ihn: Er zählt die Betten. „Ein Kommuni...“ Er flucht.

Und geht hinaus.

Später kehrt er mit dem Spieß zurück. Wieder pflanzt sich unser Offizier vor ihm auf.

„Herr Oberleutnant, habe bereits gemeldet...“

„Warten Sie...“

„Wie lang soll ich noch warten, es ist Abend, sieben Uhr...“

Als besonderen Fall von sukzessivem Kausalzusammenhang...

„Das? Oh, das ist Einsteins...“

Niemand fährt in seiner Beschäftigung fort. Es wird still. Draußen und auch drinnen wird es still. Das ist die wahre Stille, in der äußere Stille und innere einander begegnen.

„Den Häftlingen ist es strengstens untersagt, nach der Zeit zu fragen oder aber sich mit Hilfe irgendwelcher Mittel und Methoden über die Zeit zu unterrichten.“ (Reglement)

Der Diensthabende packt den Offizier an der Brust.

„Woher weißt du das? Na los! Woher weißt du, daß es sieben Uhr ist?“

Der Offizier wimmert. Nichts ist widerlicher, als wenn ein Offizier wimmert. Man denkt dabei unwillkürlich an die auf dem Exerzierplatz vom gleichen Mund mit tönender Stimme, kühn und erhobenen Hauptes hinausgeschmetterten Kommandos.

„Wo ist eure Uhr? Heraus damit... sonst...“

„Wo ist eure Uhr?“

„Wo ist eure Uhr?“

Herr Weißkopf steht neben mir. Die Faust des Diensthabenden fährt hoch, um dem Offizier ins Gesicht zu schlagen. Herr Weißkopf wankt: er schiebt ein Bein vor. Wir schielen alle zu ihm hin. Noch rechtzeitig gelingt es mir, seine Hand zu pakken. Sein Handgelenk ist dünn. Die Haut schon faltig. Die Hand jedoch klein, fast eine Kinderhand. Eine lächerlich kleine Hand: Noch nie habe ich bei Erwachsenen so etwas gesehn. Mein Griff zerquetscht seine Finger beinah, ich fühle, wie ihm vor Schmerz der Schweiß ausbricht. Nein, einen zerbrechlicheren Körper, glaube ich, hab ich noch nicht gesehn; auch keine schwächeren Knochen; sein Kopf ist unverhältnismäßig groß, seine Nase stark vorspringend, aber so dünn, daß der Knorpel durchschimmert; seine Augen rund, blau und rund. Einmal hab ich irgendwo Ähnliches gesehn. An meinem Neffen, als er fünf Jahre alt war: sie waren durchscheinend, später dann anders schattiert, was ich immer bedauerte, wie ich es auch bedaure, wenn das Wasser sich trübt und ich nicht mehr sehen kann, was weiter unten ist, was auf seinem Grund ist; sein Hals ein dünner Vogelhals; seine Brust flach, keuchend; Schultern hatte er kaum, nicht einmal soviel, daß sie sein Gewand wie ein Bügel ausfüllten. Seine Knie rieben sich beim Gehen manchmal aneinander, als machte die Unschlüssigkeit sie zittrig; sein Rücken war gekrümmmt, aber interessant: sein Kopf schien trotzdem nicht geneigt.

Die Feldwebel durchstöbern die ganze Zelle und ziehen ergebnislos ab.

Der Offizier fällt aufs Bett und bohrt seinen Kopf in das Kissen.

„Verzeih mir, Herr Wecker!“

Herr Wecker setzt sich auf die Bettkante und reibt sich das Gelenk.

Klar, daß es schmerzt. Ich hatte seinen Arm fest gedrückt: aus Furcht, daß er sich meldet. Ich wollte ihn retten.

Eine Weile sitzt er still. Noch schweigen alle. Den Offizier beachtet keiner. Allen ist es klar: Von einem Wort des Alten hängt das Schicksal des Offiziers ab.

„Ich hatte mich nicht so sehr gefürchtet. Nur als sie beim Hinausgehen an mir vorbeikamen, hatte ich große Angst, ich könnte zu ticken beginnen...“

Wir lachten selten: Aber jetzt wollten wir lachen, uns einmal richtig auslachen.

Der Offizier röchelte bloß, später lachte er röchelnd, dann wurde er wieder finster. Er hatte ein Asketengesicht, fiebrige Augen: Ich überlegte, daß „auch aus diesem ein Ignatius von Loyola wird, wie aus jedem Soldaten, wenn die Last des Schuld-bewußtseins ihn umwirft“.

Er schwammerte: „Heilig bist du...“

„Uhrmacher...“, sagte leise Herr Weißkopf.

„Heiliger Uhrmacher...“

Wer das sagte, weiß ich nicht, aber selbst das machte uns lachen.

„Was ist das?“

„Mendelssohn...“

Es schauderte Herrn Weißkopf. Er spürte, wie die Nägel des Führers schon an der Innenwand seines Schädelns kratzten. War er am Ende schon leer? Jahwe, das kann nicht sein!

Die Unendlichkeit der Zeit, wir Menschen beweisen sie mit unserem Leben: ein tödlicher Beweis, wir wissen nicht einmal, ob er sich lohnt, aber den Beweis nicht zu führen, das können wir nicht, nachdem unsere Mutter uns einmal ins Leben gespuckt hat. Entweder schrieben wir gewichtige Bücher über

die große Zeit, oder wir verdingen uns als Minutenzeiger in den Häusern, umherirrend, da wir nicht wissen, was nützlicher ist; wer was nötig hat und haben wird: wem wir bewußt helfen oder wem wir unbewußt beistehen. Wir *dienen* nur, dienen *ihr*, mitunter scheinbar auch als ihre Herren...

Eine Menschenfresserin bist du, Zeit. Deine Tugend ist unbegreiflich, sie entgleitet unseren Händen wie die Fische der Minuten, über deren schillernde Schuppen wir mit allen unseren Handlungen scheuern.

Deshalb muß es in deinem unfaßbaren Strom einen geben, der dich zerteilt und sagt: Das war, das beginnt mit mir, das aber wird nach mir sein. Dieser eine ist der Mensch. Der einzige, der, da er sie wahrnehmen kann, auch der größte Widersacher der Zeit ist. Ein Langstreckenläufer, dem die Zeit Verbündeter und zugleich Gegner ist...

(Vorbeigehen werde ich einmal, wenn nicht mehr dieser Spieß Herr der Welt ist, vorbeigehen an einem Kirchturm, an dem Turm irgendeiner kleinen staubigen Stadt in der Ebene, wo jene Stille sich gestaut hat, die wir die Stille der Seele nennen, und ich werde zur Turmuhr hinaufsehen, ich werde hinaufsehen müssen:

„Herr Turm, wieviel Uhr ist es?“)

IV

Herr Chronos, wieviel Uhr ist es?

Am nächsten Tag kam der diensthabende Offizier nach dem Frühstück wieder in unsere Zelle. Jetzt hatten wir schon Angst. Unbestreitbar! Wir

fürchteten uns. Menschlich, kindlich, winzig, wie nur jene sich fürchten können, nur jene der Feigheit erliegen können, die darüber hinaus auch noch zu sinnlosem Heldentum fähig sind.

„Was ist das?“

Herr Weißkopf schwieg. Der Führer fragte ihn noch einmal:

„Was ist das?“

„Weißkopf János.“

Unsere Blicke schossen zum Offizier hin: unmöglich! Außerdem war er nicht draußen gewesen. Er konnte ihn nicht verpfiffen haben. Im übrigen ist er feig, ein nervenkranker Soldat, ungebildet, das Allerletzte, aber: kein Denunziant.

Weiß wie die Wand trat Herr Weißkopf aus der Reihe.

„Laut Karteikarte sind Sie Uhrmacher...“

Herr Wecker nickte.

Der Diensthabende brüllte:

„Hier ist kein Stammtisch, wo man nicken darf!“

„Ja bitte, ich bin Uhrmacher...“ Die Stimme des Herrn Wecker war leicht gekränkt.

„Wo ist die Uhr?“

Der Diensthabende rasselte mit den auf einen Drahtring gezogenen Zellenschlüsseln.

„Ich, also ich habe keinerlei Uhr mitgebracht. Man kann sich überzeugen... also bitte...“

„In Ordnung. Sie leugnen also...“

Er ging hinaus.

Später wurde Herr Wecker von zwei Feldwebeln geholt.

Unser Offizier murmelte:

„Ich werde sagen, daß Herr Wecker nicht schuldig ist, daß ich den Aufsehern die Zeit von der Uhr abgelauert habe... ja... was schaut ihr so... was schaut ihr... Seid ihr wahnsinnig? ... Ihr werdet doch nicht glauben... Viehzeug! Tiere!“

Er weinte.

Herr Wecker kam verhältnismäßig schnell zurück.

Das Gesicht geschwollen, die Braue geplatzt.

„Bin mit einem blauen Aug davongekommen; ein paar Ohrfeigen, was auf den Hintern...“ Er betastete seine Braue: „Meine Haut ist empfindlich. War schon immer empfindlich. Ein Erbstück.“

Er versuchte lustig zu sein: Doch wir sahen, daß er zitterte. Dieser kleine, blau-grün geprügelte Alte war mit seiner aufgesetzten Fröhlichkeit so komisch, daß ich Lust verspürte, zu lachen.

„Ich habe ihm die Wahrheit gesagt, ihm gesagt, wie es sich zugetragen hat. Alles über meine Kindheit habe ich ihm gesagt. Dazu erzählt, wie streng meine Eltern mich erzogen haben, wie oft es Strafe gab, wenn ich jemanden zu grüßen vergessen hatte, oder irgendeiner eine Frage stellte und ich nicht sofort antwortete...“

Also bitte, Herr Oberleutnant, ich bin Uhrmacher. Wenn jemand mich fragt, wieviel Uhr es ist, kann ich sagen, ich weiß es nicht? Sie können das sagen, jeder andere auch, aber nicht ich. Ich, bitte, bin Uhrmacher, und es ist meine Pflicht zu wissen, wieviel Uhr es ist. Und wenn ich gefragt werde, ist meine Pflicht, es den Menschen zu sagen. Wenn niemand fragt, schweige ich. Wenn Sie aber fragen, kann ich das nicht tun... bitte, glauben Sie's mir. Jeder, andere, nur ich nicht. Ich kann die Zeit nicht verleugnen. Mein Beruf, verstehen Sie mich...“

Hatte ich denn nicht recht? ... Darauf hat er gesagt, daß er, sollte er mich noch einmal erwischen, wie ich die Zeit prophezeie... Ja, so hat er gesagt, prophezeie... mir, der mit einer Differenz von ein, zwei Minuten...“

Zum erstenmal hörte ich in seiner Stimme Empörung.

„Wenn er mich noch einmal erwischt, sagte er, werde ich es bitter bereuen. Abknallen wird er mich, weil ich nicht nur Jude bin, sondern auch noch die Gemüter errege. Jetzt erschießt er mich nur deshalb noch nicht, weil ich ein gesetzlich Verurteilter bin, aber wenn es noch einmal vor kommt — er wird gedeckt sein... Wo ich doch ein richtiggehend Verurteilter bin...“

Ich frage also jetzt: Wenn jemand erfährt, wieviel Uhr es ist, also bitte, warum sollte so was sein Gemüt erregen? Im Gegenteil. Es beruhigt ihn, denn wer nicht weiß, wieviel Uhr es ist, der ist nervös, der weiß nicht, wohin mit sich, weiß nicht, was anfangen... So betrachtet, tue ich sogar Gutes...“

Er streckte sich hin, wir legten ihm feuchte Kompressen auf den Hintern. Von Zeit zu Zeit stöhnte er kurz: Die Stimme war so klein und dünn wie der Mann selbst.

„Was ist das?“

Mit blutunterlaufenen Augen blickte Herr Weißkopf auf den Führer. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Er hatte Angst, weil er fühlte: Das ist das letzte, was in seinem Kopf übriggeblieben ist. Er muß den Führer hinhalten, es ihm nicht gleich sagen.

Düster gingen wir in der Zelle auf und ab.

Am nächsten Morgen sprach niemand Herrn Wecker an. Wir legten die feuchten Umschläge auf, massierten ihn, bemühten uns aber, nicht mit ihm zu sprechen.

Ausgemacht hatten wir nichts, nur wußte jeder, daß wir ihn von nun an nicht mehr fragen würden, wieviel Uhr es ist. Es lohnte sich nicht, weder für ihn, noch für uns. Wir mußten ihn schonen, ihn und auch unser Gewissen.

Es ist doch einerlei: ob wir sie wissen oder nicht. Wir werden in derselben Zeittaubheit leben

wie bisher: Nacht und Tag werden genauso ineinanderfließen, das Essen mit dem Schlafen, die dumpfe Seele mit dem schmerzenden Körper...

Weil uns nicht einmal die Zeit des Herrn Wecker hilft. Nur wenn die ganze Masse der gesamten Zeit auf dieses großmäulige Kommandoheer da draußen niederbrechen würde, nur dann... dann ja... dann würden auch die Stunden und die Minuten des Herrn Wecker Sinn bekommen. Was Simultaneität? Was Sukzessivität? Oh, welche Leere in allem, was nicht Leben ist, was nur Begriff, Prinzip, bloß aufgeblasene Weisheit ist —, die Dinge der Welt sind allesamt tote Masse ohne den Menschen. Ohne Herrn Weißkopf bleiben die Uhren stehen.

Am Nachmittag ging es Herrn Wecker schon besser, und düster spazierte er auf und ab. In seine Düsterkeit mischte sich auch eine erschütternde Traurigkeit. Man sah es seinem verfilzten Bart an.

Jedesmal schnürte es mein Herz zusammen, wenn ich im trockenen Sand einen nach Luft schnappenden Fisch erblickte: Wenn er schon getötet wird, als Kind wünschte ich es, dann soll der Fisch wenigstens im Wasser getötet werden. Den Vogel trifft die tödliche Kugel doch auch in der Luft.

Gegen Abend blickte er schon durch uns hindurch. Vielleicht existierten wir für ihn gar nicht mehr.

Aber keiner fragte ihn was.

Er hätte annehmen können, daß wir böse auf ihn sind: Er konnte nicht wissen, daß viele von uns ihn noch nicht liebten, als er von Bett zu Bett ging und die Zeit angab, weil er uns die Diener ins Gedächtnis rief, von denen es draußen so viele gibt...

Während des Abendessens machte er schon eine leichte Anspielung auf die Zeit:

„Heute ist das Abendessen später gebracht worden.“

Doch niemand schnappte nach dem Köder. Nicht einmal der Offizier, der, das ist wahr, mit Argusaugen bewacht wurde, um nicht wieder eine brenzlige Situation heraufzubeschwören.

„Was ist das?“

Herr Weißkopf schwieg. Er schwieg, wußte aber, daß sein Schweigen nicht von Dauer sein konnte. Der Führer würde eine Antwort aus ihm herauspressen. Aber noch behauptete er sich: Nein, dachte er, nein, ich will nicht, daß dieser Aasgeier mir ins Gehirn scheißt. Ich kann nicht zulassen, daß an die Stelle der Psalmen... und auf den Bar Kochba... und auf den Rabbi Simon...

Vor dem Schlafengehen sah ich, daß er wieder zitterte. Möglicherweise hatte er Fieber. In der Unterhose ging er durch den ganzen Raum zum Pinkelfuß, beim Zurückkommen, als fiele ihm etwas ein, blieb er zwischen den Doppelpritschen stehen:

„Nur auf den Hintern haben sie mich geschlagen. Die haardünne Feder ist noch nicht beschädigt, nur der hintere Deckel. Und solange diese nicht beschädigt ist, ticke ich weiter...“

Ohne uns anzusehen, als hätte er nur mit sich selbst gesprochen, kroch er unter seine Decke.

Möglich, daß die Zeit ein Menschenfresser ist: Aber die Menschheit in ihrer Gesamtheit ist von ebenso langer Dauer, ist ebenso endlos wie die Zeit. Ja: Wir sind gleiche Gegner. Nur scheinbar ist Herr Wecker Federgewichtler, und sein Gegner nur scheinbar Schwergewichtler — im Ring.

Wir saßen auf unseren Betten, als sie ihn abholten. Es war gegen Morgen: Schlafblind rieb er sich die Augen.

„Was ist das?“

Herr Weißkopf merkte, daß sein Schweigen nicht länger druchzuhalten war. Er wußte, das war das letzte, was sein Schädel barg, was der Führer noch nicht herausgekramt hatte.

,Das... ist der Talmud... und die Thora...'

Und schon merkte er, daß er sich geirrt hatte. Der Führer verfing sich nicht darin, denn er verstand ihn nicht. Wer nichts versteht, startet so vorteilhaft wie einer, der alles versteht. Das ist die Gleichheit der Unwissenden und der Weisen. Der eine hat deshalb keine Vorurteile, weil er Vorurteile nicht kennt, der andere aber, weil er sie kennt und weiß, was sie wert sind.

Es wird also geschehen, dachte Herr Weißkopf. Es wird geschehen, und der Führer wird sein widerliches Vorhaben wahrmachen.

Er hätte gerne den eigenen Kopf verschluckt, um ihn für alle Zeiten behalten zu können.

,Das ist das Ende', dachte er. ,Für mich', fügte er zuversichtlich hinzu.

Im dünnen Licht des Morgens sah er bleich aus. Als wäre sein Gesicht nicht mehr geschwollen. Mit kindlichen, fahriegen Bewegungen kleidete er sich an: so hastig hatten wir früher mal unsere Kleider übergezogen, um die Schule nicht zu verspätten.

Die Aufseher schnauzten uns an, daß noch nicht Wecken sei, wir aber richteten uns alle in unseren verfluchten Betten auf. Nur der Offizier schluchzte leise.

,Meine Herren", seine Stimme war schwach, zerbrechlich wie er selbst.

,Meine Herren! Ich wünsche Ihnen alles Gute. Es ist jetzt halb fünf. Genau halb fünf..."

Und da zersprang plötzlich der Kopf des Herrn Weißkopf. Wütend glotzte der Führer: Also ist der Kopf des kleinen Juden doch noch davongekommen.

Während der Explosion öffnete sich der Mund des Herrn Weißkopf: „Schade, daß sie meinen Traum nicht angehört haben, ein schrecklicher Traum, aber interessant... sehr interessant. Im übrigen, meine Herren, bin ich froh, daß ich so vielen hervorragenden Menschen eine kleine Gefälligkeit erweisen konnte. Ich war stolz, daß so viele glänzende Männer meine Zeitrechnung angenommen haben, die den Umständen gemäß sogar annehmbar war, wenn auch nicht absolut genau, viel ging sie nicht nach, aber auch nicht viel vor, und auf keinen Fall war es Prophezeiung, wie dieser brutale Offizier behauptet hatte.“

Die Zeit, falls es noch interessiert: tut weh. Du fühlst, wie sich in ihr Chronos' zuckender Leib hin und her wälzt. Chronos' Leib, dem wir manchmal zufällig begegnen.

1965

Langeweile

Meine Langeweile läßt sich mit nichts vergleichen. Ihr langweilt euch zwischen zwei Tätigkeiten, eure Langeweile ist das Entspannen der Seele, das Hinabtauchen der Hirnzellen in die Wasser des Nichts, eure Langeweile ist eine kahle Insel, doch ringsum dehnt sich blauer Ozean, von dem ihr eben erst zurückgekehrt seid, eure Langeweile weiß, daß sie in einer Stunde von ihrem düsteren Posten abgelöst wird: Also geht sie in den Gängen eures Schädelns, in den Gängen eures Herzens ruhig auf und ab. Eure Langeweile ist die Langeweile der Erwartung, der Taten des nächsten Tages, der Pläne, der Bereitschaft. Eure Langeweile könnte man unbeabsichtigtes Ausruhen nennen, ihr habt sie Langeweile getauft, nur um des Hinweises willen: Alles widert euch an, was nicht Handlung ist, euch entsetzt die tote Materie der Zeit. Ihr fürchtet alles, was nicht lebendig ist, alles, was euch nicht in jenen Kreislauf einschaltet, der ohne tote Strecken ist und die menschlichen Zellen stets frisch erhält. Eure Langeweile ist frei: langweilen können euch die Deutschen, auch der Donbogen, selbst die letzten Meldungen der Nachrichtenagentur, innerlich zumindest. Ich aber lebte in Zelle 19; jenseits eurer freien Langeweile. Anfangs waren wir drei — und die Fliegen. Zu dritt: der Pfarrer, der Junge und ich. Der Pfarrer war alt, schweratmig-dick, den ganzen Tag war er damit beschäftigt, seine Hemden zu

trocknen. Sein ganzer Körper floß mit dem Schweiß weg. Der Junge hatte ein Pinocchio-Gesicht, und unsichtbare Puppenspieler lenkten seine Bewegungen: er war an der Schwelle zwischen Pubertät und eigentlicher Jugend. Ich aber war der **ausgewachsene**, düstere Mann, vor dem der Junge schon erschrak, wenn er nur die Brauen hochzog.

Den lieben langen Tag quasselte er mit dem Pfarrer und fragte drauflos, was mir anfangs Kopfschmerzen verursachte, später dann schirmte ich mich ab, indem ich nicht mehr hinhörte. Was ist die Heilige Dreifaltigkeit, ist es wahr daß Jonas im Magen des Walfischs gelebt hat, gibt es eine Vorsehung — hemmungslos fasselten sie den ganzen Tag über solche Dinge, dabei bohrte der Junge mal in der Nase, mal im Ohr, der Pfarrer aber wischte sich ständig den Schweiß. Nie redete ich dazwischen, noch mischte ich mich ein, sie waren für mich so etwas wie eine *Geräuschkulisse meines Seins*, die mein Ich und die Umstände meiner Existenz in Einklang brachte. Mich interessierte nicht, worüber sie sprachen, doch wenn sie verstummtten, horchte ich auf: mir fehlte das, was ich nicht zu beachten brauchte. Ich benötigte sie, um ihnen keine Aufmerksamkeit schenken zu müssen, ich benötigte ihr Gespräch, es mußte etwas geben, worauf ich nicht zu achten brauchte. Der Pfarrer erzählte dem Jungen von Luthers Tischreden, worbei er es sich nicht versagte, auch Ratschläge bezüglich des Geschlechtslebens zu erteilen. Der Junge war unverschämt genug zu fragen, ob der Pfarrer etwa ein Kind weiblichen Geschlechts habe und was seine Frau zu so später Stunde wohl allein mache. Der Pfarrer antwortete ganz gelassen, mitunter betone er: „Vertrauen geht über alles. Ohne Vertrauen kannst du unter Menschen keinen Schritt tun.“ Danach holte der Bengel den Pfarrer nur noch über seine Tochter

aus, von der sich herausstellte, daß sie blond war, sechzehn und zudem gescheit. Später achtete ich nicht mehr auf ihre Unterhaltung, um so mehr überraschte es mich, als sich der Bengel am dritten Tag bereits in das Mädchen verliebt hatte, um ihre Hand anhielt und der Pfarrer auf das Spiel einging, ja sogar noch einen lahmen Witz machte: „Kaufst die Katz im Sack?“ Überlegen winkte der Bengel ab: „So ist es aufregender.“ Ich beachtete sie nicht weiter, wahrscheinlich feierten sie unterdessen bereits Hochzeit, möglicherweise sogar Taufe, während ich schon wieder weit weg war. Wo eigentlich, darauf könnte ich jetzt keine Antwort geben. Höchstens: in der Langeweile.

Meine Langeweile jedoch läßt sich mit nichts vergleichen. Meine Langeweile hat keinen Gegenstand, sie hüllt mich ein, ohne Anfang und Ende, es vergeht keine Minute, in der sie nicht gegenwärtig wäre. Wenn ich trotzdem nach Ähnlichkeiten Ausschau hielte (auch wenn sie das Wesen meiner Langeweile von vornherein verfälschen, so machen sie sie andern doch begreiflich), könnte ich sie mit einem bewegungslosen See vergleichen, der — an der Oberfläche — Ringe bildet, wenn die Außenwelt ab und zu einen Stein hineinwirft, während die Wassermasse darunter reglos bleibt. Als wäre ich selber träge Langeweile, in Stein gehauene Langeweile gewesen, eine Statue, eine denkende Statue, die sich von außen betrachten kann, ohne darüber erstaunt zu sein, daß sie unbeweglich ist, wenngleich ihre Gedanken lebendig sind.

Stundenlang stand ich am Gitter, und meine Blicke wanderten zum Friedhof hinunter: Krähen flogen darüber hin, doch den Friedhof erfaßte ich nicht, ich erfaßte ihn nicht als Friedhof, die Krähen waren für mich keine Krähen, die Gräber waren

grüne Flecken, die Krähen bloß schwarze, bewegliche Punkte, die nicht das werden konnten, was sie tatsächlich waren, weil sie nicht in meine Langeweile einzudringen vermochten. Für die Welt muß es traurig sein, sich so abquälen zu müssen, um auf die Langeweile meines Ich einwirken zu können. Wie viele Gegenstände dieser Welt sind nicht vor den Steinwänden meiner Langeweile verblutet, der Panzer meiner Langeweile wurde vom Schwert der Tatsachen durchbohrt, und ich stand da, stand unbeweglich da und hörte das Winseln der Welt nicht, auch nicht ihr jämmerliches Gestöhn vor den Toren meiner Langeweile. Die Welt forderte Einlaß, was ich nicht wissen konnte, denn ich hörte sie nicht: wie eine riesenhafte Polstertür baute sich meine Langeweile vor den Stimmen auf und sperrte sie aus. Ich wünschte mir nichts. Ich verlangte nichts. Nur die Langeweile wollte ich, beziehungsweise wollte sie gar nicht, da sie doch in mir war, ich selber war sie. Als der Pfarrer erzählte, wie vorzüglich seine Frau Rahmhühner zubereite, war es mir zwar bewußt, was ein Rahmhuhn ist, nur geschah das im Grunde unabhängig von mir, mir lief nicht der Speichel im Mund zusammen, nur eine verschwommene Vorstellung tauchte kurz auf und berührte weder mein Denken noch mein Fühlen. Eines Tages aber weckte mich eine entsetzliche Stille aus meiner Langeweile.

Der Pfarrer redete nicht mehr, auch der Bengelschwieg. Sie lagen in ihren Betten herum wie Liebende, die einander satt haben, weil sie die Kräfte ihrer Liebe ins Nichts zerstreut haben. Sie waren müde; der Pfarrer wrang sein Hemd aus, ich dachte dabei an Zitronen. Ich wußte bereits, daß sie einander nichts mehr bedeuteten, sie hatten alles übereinander erfahren, und jeder hatte sich selbst auch schon satt, weil es eben die Gegenwart anderer

ist, ihre Fragen, ihre Aufmerksamkeit, ihr Interesse, was unser Interesse an uns selbst wachhält. Sie hatten sich leergeredet und waren jetzt völlig erschöpft.

Es folgten entsetzliche, schweigsame Tage.

Der Bengel ging bloß auf und ab, der Pfarrer hingegen keuchte vor Hitze.

Ich konnte mich nicht länger langweilen. Noch quälender fühlte ich jetzt, wie unentbehrlich dieser eintönige *Stimmenhintergrund* für die vollkommene Langeweile ist. Das eintönige Sprechen isolierte mein Ich und überantwortete es der vollkommenen Langeweile.

Da wurde ich auf die Fliegen aufmerksam; es zog sie in immer größerer Zahl in die Zelle, draußen glühte der Sommer.

Bisher hatte ich ihr Summen nicht gehört, die menschlichen Stimmen hatten es von mir ferngehalten.

Jetzt aber wandte sich meine ganze Aufmerksamkeit, alle Nerven meines Gehörs wandten sich ihnen zu.

Als ihr Gesumm eines Tages die ganze Zelle ausfüllte, jauchzte ich beinahe auf.

Ich konnte mich wieder in das lauwarme Bett meiner Langeweile fallen lassen, ich konnte wieder ich selbst sein. Ich lungerte am Gitter herum, blickte auf die Ochsenwagen, die mir nichts bedeuteten, nicht einmal irgendein gewöhnliches Schauspiel, ich glotzte auf die vorbeigehenden Menschen, die keine Menschen waren, bloß *Beiwerk* zu meiner Langeweile.

Bis sich wieder Entsetzliches ereignete.

Den Pfarrer reizten die Fliegen, sie setzten sich auf ihn, sie summten ihm die Ohren voll, und er stiftete den Bengel an, sie zu töten. Für je zehn

Fliegen versprach er ihm eine halbe Zigarette. Ein fürchterliches Gemetzel begann.

Der Bengel schlug mit dem triefenden Hemd des Pfarrers über meinen Kopf hinweg nach den Fliegen und zählte die Beute. Der Vorfall brachte Leben in den Pfarrer und in den Jungen, und sie redeten den ganzen Tag darüber. Jeden Morgen tüftelten sie einen Schlachtplan aus, der Bengel wies den Pfarrer an, sich ans Fenster zu stellen, da die Fliegen durchs Gitter das Weite suchten.

Mich packte der Ekel.

Zum erstenmal mischte ich mich ein.

„Hochwürden könnten barmherziger sein.“

„Die Fliegen sind Krankheitsträger.“

„Bedenken Sie doch, Hochwürden, daß die Fliege das einzige Tier ist, welches zu uns hereinkommt, überlegen Sie das. Sie kommt durchs Gitter und ist gerne bei uns. Sie könnte auch draußen leben, fortfliegen, wenn sie wollte, trotzdem fliegt sie zu uns.“

Doch der Pfarrer blieb unerbittlich. Und für den Bengel war ich Luft. Listig begann er jetzt die Fliegen mit der Hand zu fangen, um auf diese Art vom Bestand und vom Blutgeld länger zehren zu können.

Mit der Grausamkeit von Kindern packte er die fliegenden Brummer, riß ihnen die Flügel aus, dann steckte er sich zufrieden eine Zigarette an. Er hatte immerzu neue Einfälle. Aus seinem bunten Seidenhemd zog er Fäden heraus, befestigte sie an der Wurzel des Flügels, dann ließ er die Fliege los. Kläglich summend flog sie auf, der Bengel aber beobachtete beinahe triumphierend den regenbogenartigen Wellenflug der Fäden. Der Sommer ging zu Ende, und durch das Gitter drang kühlere Luft ein. Ich blieb allein, vollkommen allein. Der Pfarrer war weg, auch der Bengel. Kalte Herbsttage starrten in die Zelle herein, die Fliegen verschwanden, und ich blieb allein, mutterseelenallein.

Es war still, die Ruhe war groß, und meine Langeweile fand nicht mehr zu sich selbst. Ich horchte angestrengt. Ich wollte von irgendwoher ein gleichmäßiges Geräusch vernehmen, das mich wieder in die Arme meiner Langeweile hätte stoßen können. Doch von drinnen wie von draußen antwortete erbarmungslose Stille. Vergeblich klebte ich am Fenster und schaute auf den kahlen Friedhof hinunter, ich wußte schon, daß ich einen Friedhof sah, ich wußte auch, daß jene grünen Flecken Gräber waren und Tote darunter lagen. Auf den Gesichtern der Menschen erkannte ich bereits einen Ausdruck, sogar schlußfolgern konnte ich: der eilt zur Arbeit, dieser zu einer Verabredung.

Ich betrachtete meine Nägel, griff nach meinem Bart. Das war ich nun auch wieder: alles, was an mir ist, in mir ist, bin ich. Vor Langeweile konnte ich nichts entdecken: nicht meine Nägel, nicht meinen Bart, nicht die Flecken auf meiner Jacke. Ich sah nichts. Wo bist du, mein zerfließender, schwebender, bedeutungsloser Retter? Vor wessen Augen läßt du jetzt die Dinge vorbeiziehen, wem zeigst du die wohltätige Oberfläche der Welt? Du Festung menschlichen Selbstschutzes, wo bleibst du?

Plötzlich kam aus dem mausgrauen Halbdunkel, das mich umgab, ein Ton. Eine Unmenge Blau, Rot und Grün: ein buntes Gewimmel deckte die Leere zu. Töne durchschnitten die Luft der Zelle. Fliegen! jauchzte ich — und griff in den Raum. Aber es war bloß Leere, was ich zu fassen bekam, feuchte Leere. Und trotzdem... etwas summte! Ein einsames, dünnes Summen, aber immerhin ein Summen. Eine einzige, verwaiste Fliege kreiste im Dunkel, der letzte Mohikaner meines Sommers. „Wir werden den ganzen Winter über zusammenleben, noch viele, viele Winter lang, ich werde dich vor Kälte schützen und dich durchfüttern: du sollst mit mir leben; nur nicht

allein bleiben, das will ich. Selbst langweilen kann man sich nicht allein!" wollte ich ihr sagen. Ssssss — kam die Antwort. „Fürchte dich nicht, auch der Unglückliche kann beschützen und auch der Einsame lieben.“

Als ich ihr erstes Bein ausriß, tat ich es rein instinktiv. Mit der gleichen kindlichen Grausamkeit wie der Junge. Aber an den Jungen wollte ich mich nicht erinnern, nicht ihn ahmte ich nach, nicht sein Instinkt war es, der mich trieb.

Ich zögerte nicht mehr und riß ihr — möglicherweise schon am nächsten Tag — auch das andere Bein aus. Bei den Flügeln schreckte ich zurück. Am schwersten war es, die Flügel auszureißen.

Ich tat auch das, weil ich allein bleiben wollte, vollkommen allein. Mit niemandem wollte ich die Einsamkeit teilen. Zum Langweilen wäre es ohnehin nicht mehr gekommen. Nie, niemals wieder wird mich die Langeweile in ihre Arme nehmen, um die wohltätige Oberfläche der Welt an meinen Augen vorbeiziehen zu lassen.

1955

Die Tänzerin

Seit Tagen kam die Tänzerin nicht mehr. Die Häftlinge standen auf der Dammböschung, die Füße wie angewurzelt neben den Griffen der Schubkarren. Zum Halten gebracht hatte sie der Herbst, die zerstiebenden Schilfrispen, die auf die Schubkarren rieselnden Blätter. Dann setzten sie sich wieder in Bewegung, gingen im Gänsemarsch auf dem schmalen Steg immer schneller, um von der Dammkrone aus in die Ebene schauen zu können.

Der Junge sah die angespannten, straffen Sehnen des vor ihm kletternden Mannes. Er erkannte ihn: der Rechtsanwalt. Von allen kannte er die Sehnen. Etwas anderes als die Sehnen kannte er bei keinem, da er seinen Kopf tief über den Erdhaufen auf dem Schubkarren neigen mußte. Die Beine des Rechtsanwalts waren krumm, die Sehnen hingegen knotig, anders als beim Buchhalter, der hinter seinen kindskopfgroßen Kniescheiben geradezu verschwand.

Der Buchhalter hatte die Dammkrone schon erreicht, kippte schwungvoll die Erde aus und schaute mit vorgehaltener Hand in die Ebene. „Es kommt!“ und er schwenkte seinen Arm. Solange die Tänzerin herausgekommen war, war das unnötig gewesen. Denn sobald sie in ihrem geblümten Kleid auftauchte, wußten alle, daß das Essen in wenigen Minuten da sein würde. Die Tänzerin winkte dem auf dem Damm herumlungnernden Feldwebel zu, der sich dann mit schweren Schritten seiner Frau nä-

herte. Für einen Augenblick standen alle still: In ihrem Blickfeld trafen sich Mann und Frau. Der Feldwebel und die Tänzerin ließen sich auf der Dammböschung nieder, in nächster Nähe der Häftlinge, und die Frau packte den Korb aus.

Aus den Augenwinkeln beobachteten die Häftlinge die Familienszene, und wiederum spielte sich das ab, wofür sie diesen Feldwebel mehr als jeden anderen verabscheutten. Bedächtig, der Reihe nach, jedes Stück einzeln, für alle sichtbar hochhebend, langte er das Eingepackte aus dem Korb.

Er kaute sorgfältig und blickte befriedigt zu ihnen hin. Zuweilen rief er ihnen, die Hand mit dem Stück Wurst drohend erhoben, scharf zu: „Weitermachen!“

„Hätte er zumindest soviel Feingefühl, abzuwarten“, sagte der Rechtsanwalt (der laut eigenem Bekenntnis drei Dinge haßte: die Regierung Sztójay, den Graupenbrei und diesen Feldwebel), „bis auch unser Essen eintrifft!“ Einige der Feldwebel hatten in der Tat soviel Anstand, sich mit ihrem Essen etwas abseits hinzusetzen — einigen schien es sogar peinlich zu sein.

Das Mittagessen wurde gebracht.

Das Klappern der Geschirre, das Schreien der Köche, der Hunger ließen sie für einen Augenblick Tänzerin, Feldwebel und alles andere vergessen.

Sobald die dünne Kartoffelsuppe ausgelöffelt, das rosa Pferdefleisch verschlungen war, ließen sie sich mit einer Zigarette auf dem Boden nieder und wandten die Blicke erneut dem Ehepaar zu. Der Feldwebel streckte sich auf dem Rücken aus und die Tänzerin kitzelte ihm das Ohr mit einem Grashalm. Alles wartete. Alle wußten, daß die Tänzerin bald weggehen würde, und diesen Augenblick eben, da die Tänzerin wegging, wollte keiner verpassen.

Sie erhob sich, zog ihr Kleid über dem Körper glatt, griff nach dem Korb, sagte noch irgend etwas zum Feldwebel und ging.

Die Häftlinge beugten sich vor. Das war der vierte Gang. Kartoffelsuppe, Pferdefleisch, Zigarette und Tänzerin.

Keiner durfte ihn verpassen. Wer gerade beim Wasserabschlagen war, wurde aus irgendeiner Grube herausgerufen und richtete, auch wenn er noch an seiner Hose herumfingerte, seine Blicke auf den Damm.

Die Tänzerin ging langsam, feierlich, ja, das ist der treffende Ausdruck, sie „schritt“ dahin. Und wußte, daß alle Blicke auf sie gerichtet waren. Sie hatte einen federnden Gang, darum wurde sie von allen die Tänzerin genannt. Einige meinten — beispielsweise war das die Ansicht des Jungen —, so gingen die Katzen über glühende Kohlen. Aber so was hatten bisher nur wenige gesehen, so daß es schwer fiel, es sich vorzustellen. Sie hielten es lieber mit den Tanzschritten. Der Rechtsanwalt meinte, dieser Gang der Tänzerin sei vulgär und erinnere an Zirkuspferde, die der Marschmusik gehorchten.

Andere hingegen ließen selbst das nicht gelten, die Tänzerin habe nichts Pferdehaftes an sich.

Der Junge aber war verzückt, sooft die Tänzerin vorbeikam. Anfangs verheimlichte er es, später jedoch bestaunte er offen die Frau. Keiner hätte sagen können, ob die Tänzerin schön war oder wie alt sie sei. Eines war sicher: In diesem kahlen Herbst und unter so vielen Männern war sie das Anziehendste und Jüngste auf der Dammkrone.

„Schön ist sie nur, weil es keine andere gibt“, sagte der Rechtsanwalt, „aber wenn du auf die Straße hinauskönntest, wo du auch andere siehst, würdest du sie glatt übersehen.“

Der Junge knabberte an seinem Brotest, ab und zu strich er sich über den Bart, der eben zu wachsen begann.

Der Feldwebel schrie schon seit geraumer Zeit, doch sie bewegten sich langsam, immer noch starrten sie der Tänzerin nach. Allerdings nicht ohne Absicht. Sie wollten es den Feldwebel merken lassen und ihn so für seine Mahlzeiten bestrafen. Der Feldwebel jedoch beachtete sie überhaupt nicht.

Der Buchhalter, der es auf den Feldwebel besonders scharf hatte, sagte zum Jungen:

„Weißt du, was er zur Antwort bekäme, wenn er mich fragen würde, warum ich seiner Frau so nachstarre? Daß meine Augen nicht mitbestraft sind, mein Lieber, würde ich ihm sagen. Obendrein kann mir keiner verbieten, einer Frau nachzuschauen. Paßt's Ihnen nicht, können Sie sie ja zu Hause lassen.“

Später gestand der Junge einem der Männer, daß er nahezu Nacht für Nacht von der Tänzerin träumte. Langsam rückten auch andre mit der Sprache heraus, und bald fand sich kaum noch einer, der nicht von der Tänzerin geträumt hatte.

Und als ob sie gewußt hätte, wie viele von ihr träumten, schritt die Tänzerin immer aufreizender über den Damm. Möglicherweise ahnte sie, daß sie das Idol unzähliger Träume war, daß in unzähligen Träumen jedes Teilchen ihres Körpers schön und heiß war. Jede Nacht wanderte die Tänzerin in ein anderes Traumbett. „Das Objekt eurer Träume“, spöttelte der Rechtsanwalt, der konsequent blieb: Er gab nie zu, von der Tänzerin geträumt zu haben.

Eines Tages sah der Buchhalter die Tänzerin so fest und lange an, daß es auch dem Feldwebel auffiel.

„Was glotzt du so?“

„Ich sehe einer Frau nach.“

Der Feldwebel blickte ihn an, als hätte der Buchhalter den Verstand verloren.

„Meiner Frau?“

„Ihre Frau ist das?“ wunderte sich der Buchhalter, und man sah ihm an, daß er auf diesen Jux um keinen Preis verzichten wollte.

„Warum gaffst du sie so an?“

„Ich habe von ihr geträumt. Und jetzt scheint's, als wär sie anders als im Traum.“ Die Worte des Buchhalters klangen gepreßt, er wußte, was er aufs Spiel setzte, doch ihn ritt der Teufel.

„Was hast du...?“

„Von ihr geträumt“, sagte der Buchhalter mit Löwenbändigerstimme — „keine Sorge, Herr Feldwebel, es war ein harmloser Traum. Sie war wie meine kleine Schwester. Ihre liebe Frau, also wir beide, wir waren vielleicht fünf, sechs Jahre alt und gingen Obst klauen. Nur weiß ich nicht mehr, ob's uns gelungen ist.“

Das Gesicht des Feldwebels wurde violett.

„Wie heißt du?“

Statt einer Antwort fügte der Buchhalter hinzu:

„Nicht nur ich hab von ihr geträumt. Hier“, seine Hand wies in die Runde, „jeder hier hat schon von Ihrer lieben Gattin geträumt.“

Und wie um den Feldwebel zu beruhigen, fügte er hinzu:

„Ihre liebe Gattin trifft keine Schuld. Sie hat sicher nie von uns geträumt. Aber auch wir sind nicht schuld: Träume lassen sich nicht befehlen“, die letzten Worte hatte er leicht betont und wartete nur darauf, daß der Feldwebel ihm eine ins Gesicht knalle.

Wenn er mich schlägt, erstatte ich Meldung, überlegte der Buchhalter krampfhaft. Ich mache ihn vor dem Kommandanten und allen seinen Kollegen lächerlich.

Er hatte sich nicht geirrt. Schon im nächsten Augenblick taumelte er zurück und prallte gegen einen mit Erde beladenen Schubkarren. Er spürte Blut im Mund und spuckte es aus, er spuckte so aus, daß auch das Ausspucken dem Feldwebel galt.

Der stand bullig da, als wollte er fragen: Will noch einer was?

Da trat der Junge vor und sagte:

„Entschuldigen Sie, Herr Feldwebel, aber gerecht war das nicht. Dann könnten Sie nämlich alle zusammenschlagen. Auch mich zum Beispiel. Auch ich habe von Ihrer lieben Frau geträumt. Und wenn Sie es wissen wollen, mein Traum, nehmen Sie's mir nicht übel, war nicht so harmlos wie der meines Kollegen.“

Er wartete gefaßt auf den Schlag. Der ließ nicht lange auf sich warten.

Nun trat der Rechtsanwalt vor und sagte:

„Auch ich habe von Ihrer lieben Gattin geträumt. Ich bin ihr deswegen sogar dankbar, denn früher träumte ich zumeist von Sztójay Döme. Ich bin zwar alt, aber noch lange kein lahmer Gaul. Sondern ein Mann, wenn Sie's wissen wollen. Fragen Sie bloß Ihre Traumfrau...“ Er konnte nicht weitersprechen, denn er lag bereits auf dem Boden. „Nehmen Sie zur Kenntnis, Herr Feldwebel, in unseren Träumen war Ihre Frau die Geliebte aller gewesen.“

Es hagelte Worte, immer grausamere Worte; manche gingen auf Einzelheiten ein und nannten die Dinge beim Namen, andere hingegen, solche gab es auch, nannten mit verzücktem Lächeln die Tänzerin „die tollste Frau ihres Lebens“ und fügten hinzu: „Und wie muß sie erst in Wirklichkeit sein, wenn sie schon im Traum so herrlich ist“. Die Grausamkeit preßte ihnen die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen, aber selbst mit blutendem Mund

und geplatzten Brauen genossen sie es, daß dieser bullige Mann unter dem Gewicht ihrer Worte zu wanken begann. Er bebte vor Wut, er hätte am liebsten alle mit einem einzigen Hieb vernichten mögen, nicht sie allein — das wäre nur halbe Sache gewesen, nein, auch ihre Worte, die Zungen hätte er ihnen herauszerren, ihnen die Laute in der Kehle abwürgen, ihnen die Sätze in der Mundhöhle auslöschen und jeden einzelnen Satz zertreten mögen, jedes ihrer Worte töten — nur das hätte ihn beruhigen können.

Er schlug mit dem Schaufelstiel auf sie ein, sie aber kicherten nur, sonst konnten sie nichts tun, und zwischendurch brüllten sie:

„Ein Muttermal hat sie in der Achselhöhle!“

„Eine Warze neben der Brust.“

Sie genossen es, daß der Feldwebel vor Wut schäumte, weil sie auch die intimsten Dinge kannten, sie lachten, lachten erbarmungslos, blutig sprudelte die Heiterkeit aus ihren Hälsen.

Der Kommandant zog die Brauen hoch:

„Wer hat als erster geträumt?“

„Wissen wir nicht, aber geträumt haben wir.“

„Wer hat es gestattet, daß ein Häftling von der Frau des Wachsoldaten träumt?“

„Wußten nicht, daß es verboten ist.“

„Ein Häftling hat nicht zu träumen. Sieben Tage Arrest. Und ich will nicht mehr hören, daß geträumtwird.“

Im Chor sagten sie: „Gut! Wir werden also nicht mehr träumen!“

Am nächsten Tag gab der Buchhalter halb grinsend, halb schaudernd seinen Traum zum besten.

Der Traum kam dem Feldwebel zu Ohren, und der Buchhalter wurde gerufen.

„Erzähl auch mir, was du geträumt hast.“

Zuerst zögerte der Buchhalter, dann rückte er mit der Sprache heraus. Der Feldwebel hörte genießerisch zu. Er umfaßte sein Knie und lachte.

„Wußte gar nicht, daß euch meine Frau gefällt“, sagte er, und in seiner Stimme schwang unmißverständlich Stolz.

„Eine verdammt schöne Frau!“ entfuhr es dem Jungen, und man merkte ihm an, daß er seine Worte gern wieder zurückgenommen hätte, doch es war zu spät. Der Feldwebel betrachtete ihn stolzgebläht und fragte herausfordernd:

„Was würdest du denn mit ihr anstellen?“

Das Herz des Jungen klopfte im Hals, vielleicht baumelte es auch nur an einer Rippenspitze.

„Ich... nichts...“

„Ist das möglich?“ der Feldwebel zwinkerte. „Los, war würdest du mit einer so schönen Frau anfangen?“

„Wüßte er schon“, mischte sich der Buchhalter ein, der seine Sprache wiedergefunden hatte.

„Was also würdet ihr mit ihr anstellen?“ Selbstgefällig rollte der Feldwebel die großen, wässerigen Augen. Er stand jetzt nicht nur im Rang über allen anderen; er stand über allen, weil er eine Frau hatte, deretwegen alle hier durchs Feuer gehen würden. Er straffe seinen Körper.

„Schon gut. Wenn ihr nicht wollt, hol ich euch nicht weiter aus. Haben auch schon andere gesagt, daß ich eine schöne Frau hab. Los, weitermachen!“

Und mit schweren, potzigen zufriedenen Schritten ging er die viereckige Grube entlang.

Der Junge blieb noch eine Weile stehn. Der Buchhalter fühlte sich bei der Sache nicht wohl. Auch der Rechtsanwalt nicht. Keiner von denen, die von der Tänzerin geträumt hatten.

„So wie du es erzählt hast, war's schöner“, sagte der Junge später zum Buchhalter.

Alle fühlten, daß der Traum des Buchhalters schöner gewesen war als das eben Vorgefallene. Seither kam die Tänzerin nicht mehr. Einige sagten, damit niemand mehr von ihr träume, andere hingen, sie wäre mit einem Schofför auf und davon. Fest steht, daß die Tänzerin nicht mehr erschien, und seither winkte der Buchhalter, wenn das Mittagessen kam, der Feldwebel aber verschlang seine Mahlzeit abseits von allen. Nie mehr konnten sie erkennen, woraus diese bestand.

1955

Blutzucker

Eben fällt mir der Blutzucker ein. Dieser Tod hat sich zwar fern von mir, jedoch auch meinewegen ereignet. Das mullartige, siebähnliche Leichtentuch, über das jetzt Herbstfliegen summend kriechen, genauso summend — höchstens etwas matter — wie eben noch auf dem Rand des Maischbottichs, genauso summend — höchstens etwas schläfriger —, als hätte sich weiter nichts ereignet als ihr Wechsel vom Obst zum Leinen, auf dieses Leichtentuch, dieses siebähnliche Leichtentuch, das noch gar nicht das echte ist, nicht im entferntesten, es ist nicht jenes verzierte, spitzenbesetzte Tuch, das über den Sargrand herausquillt (und flattert, solange ihn die Erde nicht umgibt!) und die feuchte Erde berührt, es ist noch nicht Schmuck, noch nicht Zeichen der Trauer, noch schützt es nicht symbolisch die Augen des Toten vor Erdschollen, vor der Zudringlichkeit der Würmer, es ist nicht Sonnenbrille in umgekehrter Funktion, nicht Filter gegen Düster-Graues, es ist *bis auf weiteres nichts als Hygiene*, so deckt man Sahne und Schinken zu, deckt man Topf, Schüssel, Eimer, Tabletts zu, um sie gegen Schmetterlinge, Käfer, Ameisen, Fliegen, Wespen, Bienen abzuschirmen; so sehen die Siebe aus, hinter Glaswänden in Fleischereien, in Wurstwarenläden, Siebe fürs rostrote Fleisch.

Du mußt wissen, mein Heber Junge, er hatte schon sehr gelitten, sein Kopf, sein Nacken taten ihm weh, etwas oder jemand sitze darauf, hatte er gesagt, mein Junge, und den Tod erwartet, fleißig, wie er auch zu arbeiten pflegte, so fleißig. Er war ein einziges Leiden, sonst nichts.

Kerzen an der Bahre: da stehen kleine schwarze Frauen, Zeitungsweiber, Zigarettenweiber, Kastanienweiber im Herbst, Bratkürbisweiber, Puffmaisweiber, Bettelweiber von Kirchenstufen, Weiber, die sich nach der Almosenbüchse des Heiligen Antonius strecken, Weiber, die blinzelnd ihre großen Söhne betasten, kleine schwarze Kerzen-Weiber stehen da herum, das dunkle Tuch auf ihren Köpfen ist die Flamme, das Tuch auf ihren Köpfen — eine Tüte aus dem Laden nebenan, darin zehn Deka Drops — das dunkle Tuch auf ihren Köpfen ist die Flamme, kleine schwarze Kerzen-Weiber stehen da herum, das dunkle Tuch auf ihren Köpfen ist die Flamme — und gebrechliche Männer mit eingefallenen Gesichtern, Gesichtern wie eingewinterte Kartoffeln, wie die frühjahrsmatschige Erde, die über Möhren eingesenken ist, Männer mit eingefallenen Gesichtern — und alle weinen, weinen, soviel sie wollen. Das hastest doch du gesagt, Céline; deine Lieblingspuppe, als du klein warst, die weinende Puppe, hatte Lätzchen getragen, in die eingestickt war: ICH WEINE, SOVIEL ICH WILL.

Habe eine schöne Grabstelle ausgewählt; da waren zu sechshundert, vierhundert, zweihundert, ich hab die zu vierhundert genommen, die ist ihre Sechshundert wert, ich hab den Totengräber gekannt, das war mein Glück, daneben ist noch eine Grabstelle, übers Jahr frei zum Verkauf ich habe

gedacht, die sollte für Mutter gekauft werden, auch sie will's, neben dem Alten, tu ihr den Gefallen, du siehst ja, meine Grabstelle ist auch schon gekauft, es tut dem Menschen wohl zu sehen, wohin er kommt, daß er überhaupt einen Platz hat, überhaupt einen Platz haben wird, wohin er kommen wird, und jetzt, in solchen Augenblicken, bei diesem Herbstwetter ist es angenehm, hinauszuspazieren, das Plätzchen betrachten, wohin man einmal mit Sicherheit kommen wird: bitte schön, da ist es, man kann sich davon überzeugen.

Der Blutzucker, das ist alles, was mir einfällt, vielleicht ist's nur ein Täuschungsmanöver des Unbewußten, das mit diesem Schlüsselwort über die fette Oberfläche hinwegkommen möchte. Wie aus Gips ist sein stocksteifer Körper, als hätte man durch sein Rückgrat eine Schiene gezogen, einen Eisenstab, als wäre er unter Hypnose — der Zauberkünstler wird ihn an den Hüften durchsägen; und sein hartes Kinn ist nicht zu sehen, man hat es mit einem weißen Tuch hochgebunden, aber der Anblick ist mir nicht fremd, so hab ich ihn noch gesehen: das Kinn über Kamillendampf, von Zahnschmerzen gepeinigt, den Kopf in ein Tuch gehüllt — ich betrachte ihn und schäme mich, weil ich in Gedanken weit weg von ihm bin, mich weit weg von seinem Körper herumtreibe, eine Redensart fällt mir ein, „das Kinn klappt ihm herunter“, eine Redensart, „vor Staunen klappt ihm das Kinn herunter“, warum fällt mir derartiges ein, woher kommt es und wieso eigentlich kann sich das Spiel meines Verstandes, der Schmetterling meiner Assoziationen über den Schmerz erheben — sollte der Tod so erhaben, bestürzend, so absurd sein, daß einem „das Kinn herunterklappt“, Unsinn, nicht wegzuschließender Unsinn, weil er ungewollt da ist, weil ich über das, was

mir gerade in den Sinn kommt, keine Befehlsgewalt habe, sein Recht ist der Zufall, sein Recht ist es, zu kommen, sein Recht ist es, sich selbst zu zeugen: man muß ihn zur Kenntnis nehmen, weil er entsteht; es ist möglich, daß über dem Spiel meines Verstandes mein Schmerz zeitweise zur Ruhe kommt, meine Nerven in ihrem traurigen Zustand der Sättigung Anspruch erheben auf das Spiel des Verstandes, sich selbst zum Schutz; erschreckend richten sich die Grenzen des Erträglichen vor uns auf, die Cäsarenhand der Seele zeigt weder nach oben noch nach unten, trotzdem verheißt sie Rettung... was ich brauche, ist ein sanfteres Leid.

Mein Beileid, mein Herr. Ich war ein Kollege des Alten. Schade um ihn. Auch ich bin so alt wie er, so krank, so nervös, so Rentner wie er, trotzdem bin ich hier. Schade um ihn. Eigentlich ist es um jeden schade.

Die Totenwache, wenn es nur diese vor sich hindämmерnde, dumpf murmelnde, brummelnde, zeitweilig aufstöhrende Totenwache nicht gäbe, diese nach Harz, nach verbrannten Tannennadeln riechende Totenwache; er, der Alte, ist im andern Zimmer, ich hier halte die Flasche, meine Hand zittert, und ich schenke jedem ein.

Genau wie sein Vater hält er das Glas. Aufs Haar sein Vater. Wie der anstoßen konnte! Wie zärtlich der das Glas umfaßte. Und wie lustig der in Gesellschaft war, wie ausgelassen der war! Heutzutage gibt's keine echte Geselligkeit mehr, alles ist stillos geworden. Entweder man ödet sich an, oder aber man läßt sich vollaufen, Geselligkeiten jedenfalls haben allen Stil verloren. Und wie zärtlich er sein Glas halten konnte.

Wie ausgelassen der war! War das ein Anblick! Er übereilte nichts, verschleppte nichts, schön langsam kam er in Fahrt, dann sang er, tanzte er, wurde sogar herausfordernd. Und das Glas streichelte er, wie die Kugel beim Kegeln, er streichelte es regelrecht. Nun, jetzt streichelt er's nicht mehr.

Was sagt man bei solchen Anlässen, worauf trinkt man, ich habe keine Ahnung, allein auf seine Ruhe kann ich trinken, doch auch dies lieber im stillen. Ich weiß nicht, mit wem und was ich spreche, ich fühle, daß es Worte sind, mein Mund bewegt sich, meine Blicke springen haltlos von Mensch zu Mensch, nichts als Wind sind meine Augen, ein Windhauch, sie streifen die Gesichter nur, sie kräuseln den Wasserspiegel der Gesichter gerade nur, sie versenken sich nicht darin, ich schiebe hin und wieder einen Stuhl zur Seite, lasse mir unsinnige kleine Gesten einfallen, nur um nicht so dastehen zu müssen, zusehen und mich ansehen lassen zu müssen, ich sage Mutter, sie solle Wein bringen, der Schnaps ist fast alle, „mein lieber Junge, den hab ich fürs Totenmahl gekauft“, sagt sie, meine Stimme ist rauh, fast befehlend, „alles auf den Tisch, bitte, was da ist“, und ich bereue sofort, das gesagt zu haben, aber ich weiß, aus meiner Stimme spricht die Stimme dessen, der im andern Zimmer liegt, vielleicht spricht sie deshalb so, damit er's hört, da spricht noch einer mit seiner rauen Stimme, mit seiner nur auf die eingene Würde bedachten Stimme, hören soll er's, sofern ein Toter hören kann: seine Stimme ist da geblieben. Ich streichele das arme, ausgemergelte Gesicht meiner Mutter, das bedeutet: sei nicht böse, dies alles ist wegen Vater, jetzt spielt er die Hauptrolle, mehr als an Namenstagen, jetzt spricht alles

von ihm, soll es auch, er soll ruhig der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit sein, denn er hat ein höllisches Verdienst darum: er ist tot.

Ich habe mit dem Pfarrer gesprochen, auch die Totenmesse bezahlt, ziemlich gepfeffert, drei siebzig, doch er hat mir eine schöne Predigt versprochen, da greif ich gern tiefer in die Tasche, wenn ich nur sicher bin, er redet schön, umsonst ist nichts, auch im vergangenen Jahr hat er so schön gepredigt, daß einem das Weinen in die Kehle stieg; ich habe ihm über den Schwager alles gesagt, was er dann verwenden wird und was nicht, ist seine Angelegenheit, alle Verwandten hab ich ihm diktiert, keiner soll bei der Abschiedsansprache übergangen werden, sonst gibt's zuletzt noch beleidigte Gesichter, du weißt, wie das ist.

Ich habe Angst vorm Lichtauslöschen, als ich klein war und man abends im Haus Gruselgeschichten erzählte, oder ein Totenkopfschmetterling gegen die Fensterscheibe schlug, oder schreckenerregende Kürbislaternen über den Weg schaukelten, oder im Sägewerk Fledermäuse zwischen den Parkett-Wolkenkratzern umhertaumelten, oder Eidechsen in die Gruben huschten oder das Säuglingsgreinen der Katzen meine Nächte durchschnitt, oder Johanniskäfer wie Zigarettenstummel im Gras aufglühten und ich barfuß auf den glitschigen Rücken einer Kröte trat oder ein harmloses Schneckenhaus unter meiner Sohle zerkrachte — ich habe Angst, obwohl es früher oder später doch eintritt, die Totenwache ist aus, unter Seufzern geht alles fort, über dies und jenes sprechend, sie gehen fort, einer oder der andere tritt nochmal ins Zimmer, um Abschied zu nehmen.

Wir verabschieden uns von dir, Bruder, du verbringst deine letzte Nacht in diesem Hause, morgen erwartet dich eine neue Wohnung. Nur die Möbel läßt du zurück und dein Andenken.

Nun weinen sie schon wieder, sollen sie doch weinen, solang es ihnen beliebt, wenn sie nur hier bleiben; wohltuendes Weinen, Weinen, das kleinkleines Gezänk und Familienzerwürfnisse wegwascht, feuchtwarmes Weinen auf der Suche nach dem anderen und nach sich selbst, Weinen als Vorwand für Friedfertigkeit, Geschäft, Gewinn, Annäherung, würden doch die aufgeweichten Wege draußen sie zum Bleiben nötigen, als Gäste, Weinen, das zum Bleiben nötigt. Warum habe ich Angst? Warum? Und vor wem? Er hat mir doch zu Lebzeiten nichts getan, warum fürchte ich ihn jetzt, wo er tot ist?

Was mag das sein? Fast alle sind schon weg, dort drinnen aber scheint jemand umherzugehen, ich gehe hinüber: Zwischen einigen Nachzüglern steht ein Bekannter, das Gesicht wie aus Holz geschnitten, die Brauen buschig, ein Sektierer, er murmelt sein Extragebet für die Seele meines Vaters. Mich überkommt eine unerklärliche Wut, eine Wut, die in einem aufsteigen mag, wenn jemand einen überraschend an der Kehle packt oder einem den Arm auskegelt: „Dieser Schakal, er lauert darauf, daß jemand stirbt, um seine Lehren auszustreuen, kommt her zur Totenwache, um dem Priester zuvorkommen, jede Gelegenheit ist ihm dazu recht...“ Langsam beruhige ich mich. Kann ich mit gutem Gewissen jemandem, wer es auch sei, verbieten, für meinen Vater zu beten? Ich bin allen dankbar, die meinen Vater für würdig erachteten, beweint zu werden.

Zu lieben hat uns Gott Jehova zu unseren Brüdern ausgesandt. Jetzt verrichtet Jehova Himmelsarbeit: eigenhändig stellt er einen Reisepaß aus, und eigenhändig unterzeichnet er ihn. Dieser Reisepaß gehört dem verstorbenen Bruder hier und lautet dahin, wo Gott Jehova ist.

Der Blutzucker. Alle sind fort, das Haus ist dunkel, mich erschreckt das Bettgeknarr, und ich möchte möglichst viele Atemzüge hören, Schnaufen, möglichst viel Schnaufen, sogar ein brüderliches, erlösendes Schnarchen, das die Einsamkeit meiner Angst lindert.

Es wird Morgen, der Morgen kommt, ich sehe die Helle hereinsickern, in dem nach Kränzen riechenden Haus trinke ich Tee mit Wein, mein Gesicht ist bleich, mühelos haben die Stoppeln seine durchsichtige Farbe durchstoßen, ich bin borstig wie mein Vater, dem der Bart auch heute nacht gewachsen ist.

Ach, mein Sohn, wie er auch immer war, lanhhaft, und überhaupt sehr schwierig — er war halt, wie er eben war, aber doch die Treue selbst, er hat uns sehr geliebt, auch mich, auch dich. Nichts als Leiden war er. Er fürchtete sich schon vor allem. Vor Motorradgeknatter, vor Sprüngen in Wänden, vor dem Knarren der Gartentür. Nachts schlief er kaum. Morgens und selbst abends weinte er oft. Wie ein Kind. Du weißt, wie das ist, wenn ein Mann weint. Du weißt es, mein Sohn. Die Frauen lassen ihren Tränen freien Lauf, einfach so, weil es wohl tut, weil viele es sehen, weil es sich gut ausnimmt, alles nur Theater, alles nur Waffe, wenn aber ein Mann weint, du weißt, mein Sohn, was das bedeutet. Er weinte vor Angst. Immer hatte er

Angst, ich weiß nicht mal, wie er es mit so viel Angst aushalten konnte.

Mein Kopf schmerzt, dumpf, anhaltend, ich werfe einen Blick in sein Zimmer, heute morgen hab ich ihn noch nicht gesehen, er liegt da, wie am Abend, als ob tatsächlich nichts geschehen wäre, seit drei Tagen erträgt er nun schon den Tod, und vor ihm liegt noch viel, unendlich viel.

Weißt du, diese Trübung an seinem Aug, von der er niemals sagen wollte, wo er sie herhatte, ob ihm ein Span ins Aug geflogen oder ob er nachts gegen etwas gerannt ist, oder jene Soldaten im Fünfundvierziger es waren, weißt du, auch dieser Star hat ihm zugesetzt. Daß er häßlich wäre und niemand ihn möge, weil das halbe Aug so aussieht. Und er jammerte um sein Aug. Heut morgen machen sie mich zum Kinderschreck, sagte er, und mir schnitt es jedesmal ins Herz.

Hartnäckig schiebt sich das Wort vor die Bilder, vor die Aussicht, und verdeckt alles oder schlägt vervielfältigt gegen die Wand meines Bewußtseins wie Münzen, wie geschälte Kastanien, mit denen Kinder spielen. Der Blutzucker.

Aus echten Blumen? Machen wir, machen wir, sehr schön. Ist's ein junger Mensch? Ein alter? Frau? Mann? Zu uns kommen nur bessere Leute, Hochzeitssträuße, Totenkränze: schon daran können Sie erkennen... Um drei haben Sie ihn. Apropos, was soll auf der Schleife stehen? Sein ihn liebender... wer? -

Einmalig, prächtig, dieser Herbst: Hier am Stadtrand, wo schon das Reich der Wiesen beginnt, ist

es besonders traurig: Maisstengel zittern im Wind, da und dort eine späte, furchtsame, frierende Blume, Kürbisranken welken dahin, und unendlich weit scheint alles, was häuslicher Herd, warmes Wort, Tanz und Geplauder ist. Die Häuser sind verstreut, die Höfe blicken auf die Wiesen, die Straße mündet ins Flachland, über den Schornsteinen hängt, vermengt mit Rauch, die bedrückende Macht der Ebene. Geschwätzig sind im Schweigen der Wiese nur die Fäden des Altweibersommers, flatternd nehmen sie das hauchdünne Geflüster der Grashalme und Blätter mit, aber irgendwo lassen sie sich nieder, bleiben hängen, irgendwo kommen sie zum Stehen, irgendwo, wo die Neugierde übergroß geworden ist und sie alles ausschütteln, was sich in ihrem Netz verfangen hat.

Umsonst hatte es uns gegeben, dich und mich, er hat sich sehr einsam gefühlt. Vielleicht war's auch das kaputte Radio, er hatte den Schmerz und auch die Angst schon satt. Und an nichts mehr eine Freude. Weder am Essen noch am Trinken. Selbst das Gebiß, das du ihm hast anfertigen lassen, ich weiß nicht, ob er's zweimal getragen hat. Es hafstet wie ein Wurm am Gaumen, hatte er gesagt. Und der Alkohol hat ihn gleich umgeworfen. Wo er doch vorher allerhand vertrug. Nach einem Liter stand er noch immer gerade und machte seine Späße. Selbst für die Ferkel hatte er nichts mehr übrig, er fütterte sie auch nicht mehr regelmäßig. Da er keine Wünsche mehr hatte, meinte er, auch ein anderer wünsche sich nichts mehr. Er schlurfte durchs Haus, saß herum, döste vor sich hin oder jammerte, in seine Augen kam nur dann Leben, wenn ein Brief von dir da war. Aber auch das dauerte nicht lange. Es tat ihm weh, daß er nicht mehr arbeiten konnte und ich noch arbeitete. Hätt

ich gewußt, daß er so eingeht, allein, ich hätt die Arbeit liegen lassen, wär bei ihm geblieben, wenn ich gewußt hätt, daß ihn die Einsamkeit umbringt. Er war es gewohnt, für uns alle zu arbeiten, das hatte seiner Seele Kraft gegeben; und als dies aufhörte, war es aus mit seinem Stolz.

Wenn auch fern von mir, hat sich dieser Tod doch auch meinetwegen ereignet. Ich betrachte seine Hände, die Knoten an seinen Fingern, den Adamsapfel, der unverhältnismäßig groß ist und den ganzen ausgemergelten Körper beherrscht. „Aggressiv“, fällt mir ein, diese himmelwärts stechende Klinge, dieser Adamsapfel ist „aggressiv“.

Als er starb, was habe ich in dem Augenblick getan? Und keine Botschaft kam auf den Wellen des Geräuschs, nichts über den Draht meiner Nerven, keinerlei Botschaft war in meiner angespannten Unruhe zu lesen, in der Beschleunigung meiner Schritte, in der Gereiztheit meiner Konversation (falls ich gerade konversierte), in meinem leisen Flüstern, kein kühler Luftzug traf in der Hitze meiner Umarmungen (falls ich gerade liebte) meinen schweißnassen Rücken, damit ich nach dem Fenster sehe, ob es nicht vielleicht offen ist. Von diesem Absterben hat seine Existenz meiner Existenz nichts mitgeteilt? „Halt ein, mein Sohn, was immer du gerade tust, halt ein für einen Augenblick.“

Lieber Freund, nimm dich zusammen. Ich sehe es an deinem Gesicht, wie sehr du es willst, ich sehe aber, daß es dir nicht gelingt. In solchen Augenblicken gerinnt das schwebende Schuldbewußtsein, das ein Leben lang über unseren Köpfen hängt, zu einer schweren Wolke, und einige Regentropfen treffen unsere Stirnen. „Habe ich auch alles getan?“ Genährt wird dieses schwebende Schuldbewußtsein

von unseren winzigkleinen Sünden. Stirbt irgendwo ein Mensch, den wir zufällig gehaßt haben, kommen wir uns schuldig vor, obwohl wir ihm niemals den Tod gewünscht haben. Wir fühlen aber: jeder Mensch wird von einem bestimmten Quantum Haß getötet, und in diesem Quantum Haß ist auch unser Haß enthalten. Davon nährt sich dieses schwebende Schuldbewußtsein, wie auch von den kleinen, nichtigen, aber irgendwo vorhandenen Sünden, die in solchen Augenblicken in unserer Seele übergroß werden. Doch du, lieber Freund, beruhige dich jetzt, du hast alles getan, dich bemüht, alles zu tun, um dich nicht anklagen zu müssen, und sei es auch nur aus Egoismus, zur Beruhigung deines Gewissens gewesen, jedenfalls hast du alles getan.

Wie der „Krug“ im Gehirn Durstiger, die auf dem Feld hacken, taucht das Wort erneut in meinem Bewußtsein auf, ein lösendes, klärendes Wort; es taucht auf wie in einem verrauchten Saal, wo düstere Männer halbe Tage und halbe Nächte lang über „Sein“ und „Welt“ sprechen, während drinnen, in ihrem Kopf, etwas anderes pocht, etwas anderes, worüber sie nicht sprechen, weil sie über anderes sprechen, das aber, worüber sie nicht sprechen, ist vielleicht „Hunger“, „Tat“ oder „Freiheit“, jedenfalls ein anderes Wort, das darauf hinweist: Es geht um etwas ganz anderes: hier dreschen sie Stroh. Der Blutzucker.

Den ganzen Tag betastete er seinen Hals, und war allen gegenüber argwöhnisch. Er nahm bis zu acht Antineuralgica. Er drohte und fluchte: ihn habe etwas oder jemand zugrunde gerichtet, an dem sich einmal sein Sohn rächen würde, denn sein Sohn kann das nicht dulden, daß er solche Schmerzen

ertragen muß. Dann sprang er ans Fenster, weil et ein Geräusch vernahm. Die Nachbarskinder spielten auf dem Gehsteig. Selbst vor Kindern hatte der Arme bereits Angst, selbst vor Kindern. „Die, wenn die mal groß sind, die werden alle Diebe.“ Das hat der Ärmste tatsächlich gesagt.

Die Männer vom Bestattungsunternehmen, große Kerle mit ungezwungenen, fachkundigen Bewegungen, kommen in das Zimmer, den Sarg zuzunageln.

Er riecht überhaupt nicht, liebe Nachbarin, keine Spur von einem Geruch. Jener süßliche Geruch... Hat Ihr Mann immer gut gegessen? Er riecht aber wirklich gar nicht, gewöhnlich riechen sie. Hat Ihr Mann gut gegessen?

Meine Mutter weint auf, durch das Siebleinen streichelt sie die Füße meines Vaters, spricht zu ihm, ich verstehe kein Wort, feindselig blitzen meine Augen alle in der Runde an, die gekommen sind, dieses Schluchzen zu hören, ich möchte, daß im Schluchzen meiner Mutter gar nichts sei für die Gaffer, die Schaulustigen, die mit Dachsaugen jede Regung des Schmerzes belauern, den Grad des Leidens abschätzen. Ich will nicht, daß sie vor Gott und der Welt weint, wirkliche Anteilnahme gibt es nicht, kann es nicht geben, mit ihrem Weinen soll sie keinen fremden, neugierigen Schmerz lindern, nicht für andere weinen, nur für sich und für mich, auch wenn es von ihr erwartet wird, die können sich auf den Kopf stellen, sollen selbst einen Toten haben, sich einen anschaffen, sich darum bemühen, einen eigenen Toten zu haben, damit sie würdig weinen können. Komm, Mutter, laß uns für uns weinen.

Nimm's mir nicht übel, Alter, aber eine solche Situation ist blöd, blöd wie mehrere Paar Polizeistiefel zusammengenommen, ich kann diesen Quatsch nicht sagen über mein tiefes Beileid, wo ich nicht mal weiß, wie weit du durchgedreht bist, mißversteh mich nicht, ich weiß, das haut, einen um, weil man eben diesen einen Vater hat, auch wenn er einen Jahre hindurch versohlt hat, mit darauffolgender Makarenko-Musik und: ist schon wieder der Ellbogen durch! trotzdem: der Mensch hat nur einen Vater, wie sollte er nicht durchgedreht sein?

Mit einer Hand berühre ich Vaters Füße (will ich ihn nun wirklich berühren, oder ahme ich bloß die Bewegung meiner Mutter nach, oder ist es der Anblick von Gewohntem, der meine Hand führt?), mir graut: ich könnte keinen Toten küssen, dieses Streicheln ist die Grenze für meine Nerven, für meinen Geschmack, für meine Gesten, das Äußerste, was ich zum Abschied tun kann, ich kann nicht anders, auch wenn ich mich schäme; und er kann nicht böse sein, sein Blut, sein schwacher Magen, sein Schaudern sind in mir. Die Hammerschläge ist das Haus schon gewöhnt, die Wände sträuben sich nicht, die Wände denken: es ist mein Vater, der ein lockeres Stuhlbein, Tischbein festnagelt. Der Sargdeckel sitzt fest.

Der allmächtige Herr, unser gütiger Gott wird uns unsere Sünden vergeben. Nur in seiner grenzenlosen, unvergänglichen Liebe können wir unsere Ruhe finden. Erbarmungsvoll drückt er auch diese schwergeprüfte Seele an sich, von der wir jetzt, in dieser letzten Stunde, Abschied nehmen.

Hochwürden spricht schön, wohlgesetzt, aus seinem Vespermantel steigt wie aus tönender Tiefe

beruhigend und kräftig seine Stimme. Im Koben auf dem Hof grunzen die Ferkel. „Man hätte sie in den Stall sperren müssen“, denken einige, doch die Ferkel verstummen, und der Gesang des Kantors übertönt wieder alles.

Hinter dem Leichenwagen setzen sich kleine schwarze Weiber, kleine schwarze Männer in Bewegung. Würdevoll schreiten die Pferde, die Kanzelschleifen flattern, einige Fußgänger treten näher an den Rand des Gehsteigs heran, um uns in die Gesichter zu sehen, um ein paar Worte zu entziffern: In Lie... Liebe... Schwägerin...

Warum fährt der Wagen nicht dem Hauptplatz zu? Das war doch mit dem Unternehmen abgemacht. Das hab ich doch bezahlt. Dem Hauptplatz zu, den längeren Weg, so wie sich's gehört. Durch die Stadtmitte. Was ist denn los? Will der Kutscher ein Trinkgeld?

Wir folgen dem Wagen im Schritt (wir nehmen nicht den Weg über den Hauptplatz, obwohl es so verabredet worden war: in den offenen Fenstern des ersten Stocks lehnen sie über unseren Köpfen, sie wollen sehen und sich zerstreuen, die vielen Leute, die Bürger der Stadt, sie stecken, den Hut in der Hand die Köpfe zusammen und sprechen über uns, dabei war's doch verabredet worden, daß es dem Hauptplatz zu geht, es war bezahlt, daß es ein Ereignis wird, dem Hauptplatz zu, das war doch auf Heller und Pfennig bezahlt.) Meine Mutter ist vom Weinen abgestumpft, sie hat sogar ein Beruhigungsmittel genommen, dort geht sie, schwarzes Kleid, hohe, weiße Stirn, zwischen ihren Geschwistern. Manchmal gehen die Pferde schneller, was unbegreiflich ist, es sein denn, die Pferde sind Neulinge, haben den Rhythmus noch nicht heraus, es könnte sein, daß

sie vor kurzem noch Weizen geschleppt haben.
Holz, Steine, Obst.

Also bitte, um fünf hab ich ein anderes Begräbnis. Darum der kürzere Weg. Übernehmen Sie die Verantwortung, wenn ich dort zu spät komm? Es geht zwar nicht über den Hauptplatz, aber doch durchs Zentrum, nicht durch Nebengassen, bloß den kürzeren Weg, wieso ist's denn nicht egal?

Der Wagen hält vor der herabgelassenen Schranke. Der schaumige Pferdeurin verfließt in Schnüre, wie eine entflochtene Peitsche, rinnt an unseren Füßen vorbei, wir weichen aus und gehen weiter.

Ich habe dafür bezahlt, daß wir in Richtung Hauptplatz fahren. Auch der hochwürdige Herr weiß davon. Die schäbige Bagagel Und eilig haben sie's auch noch, als wären sie im Akkordlohn, als wäre nicht alles schon im voraus bezahlt worden, damit es über den Hauptplatz geht.

Der Blutzucker. Wir erreichen den Friedhof, an die Grabkreuze gelehnt warten die Totengräber das Ende der Zeremonie ab. Beim Anblick der hageren Männer weint meine Mutter erneut auf. Die Stimmen des hochwürdigen Herrn und des Kantors fallen auf den Sarg, die Schollen fallen nach: auch ich werfe eine Handvoll. Es ist so sehr befremdlich, so sehr beklemmend, den eigenen Namen, meinen eigenen Namen auf dem Kreuz dort zu sehen. „Er verschied im Alter von 62 Jahren“, „Friede seiner Asche.“

(Die vielen Kränze! Keiner hat geknausert. Die Kränze bedecken das ganze Grab, auch noch das Kreuz. Dieser gehört Tante Olga, dieser Julischka,

der von Péters ist aber der schönste. Die haben es sich was kosten lassen. Was man über sie auch sagen mag, wenn's ums Zeigen geht, dann sind sie die ersten.

Also bitte, mein Herr, auch auf diesem Weg sind wir ans Ziel gelangt! Der Weg ist doch unwichtig. Mein aufrichtiges Beileid.

Morgen gehe ich zu diesem Unternehmen reklamieren. Entweder es gibt Gerechtigkeit, oder es gibt sie nicht. Wo ich doch den Weg über den Hauptplatz bezahlt habe.

Wir sitzen im Taxi, zu Hause angekommen, öffnen wir die Fenster. Der Tisch ist gedeckt. Unsere Appetitlosigkeit ist wie weggeblasen, wir essen, dann trinken wir, hier und dort flattert ein scheuer, gequälter Witz auf.

Es war besser für ihn, glaub's mir, so viel Krankheit, so viel Angst, wie hätte er damit länger leben können? Sogar tagsüber hat er die Tür verschlossen, nachts aber, nachts ist er ständig hinausgegangen, um nachzusehen, ob er nichts offen gelassen hat, die ganze Nacht ist er herumgegeistert, um nach den Türen, nach den Fenstern, nach den Schlössern zu sehen. Unser Herrgott hat ihm so viel Leiden zugemessen, daß es auch für sieben gereicht hätte. So war er eben. Gearbeitet hat er für sieben, Wein getrunken für sieben, und gelitten hat der Arme auch für sieben.

Du wirst in diesem Zimmer doch keine Angst haben, nicht? Er hat dich doch sehr geliebt. Hätte er gewußt, daß du eine solche Angst haben wirst, vielleicht wäre er gar nicht gestorben.

Wieder dieser goldene, scharfschmeckende und dabei honigsüße Morgen. Ein neuer Tag, ein neuer König. Der Blutzucker, wieder fällt mir der Blutzucker ein.

Das Gesicht meines Freundes ist aufgewühlt, während er das sagt, seine Augen sind ausdruckslos, nur seine Brauen zucken zuweilen, dann zieht er sie, wie Hausgiebel, hoch, ein inneres Grauen schüttelt ihn.

„Ja“, sagt er, „so verhält sich das, ich hab's erst vor kurzem gelesen. In einer wissenschaftlichen Zeitschrift.“

„Demnach“, wiederhole ich, um es festzuhalten, um es nicht zu vergessen, meine Stimme ist trocken, „demnach spielt die Katze nicht nur dem Spiel zuliebe mit der Maus.“

„Nein.“

„Folglich ist es erwiesen, daß die Angst den Blutzuckerspiegel des Körpers erhöht, folglich spielt die Katze mit der Maus, weil sie, obzwar sie von Biochemie keine Ahnung hat, aus Erfahrung weiß, daß das Fleisch der Maus, je länger sie ihr Schrecken einjagt, um so schmackhafter wird, wegen des Blutzuckers.“

„So ist es“, sagt mein Freund, mit gesenktem Kopf, als würde er die eigene Schuld bekennen.

Sei ruhig, Vater. Dein Gott hat Blutzucker benötigt. Begreifst du nun? Du sollst dich nicht mehr fürchten, du sollst nicht mehr erschrecken und du sollst auch mich nie wieder erschrecken.

Ich schlendere bis ans Ende der Straße, wo die Wiese beginnt, die freie Einsamkeit der Herbstwiese, die Einsamkeit der Wiese, in der die Wiese allein ist, nackt, in sich geschlossen, von Gott nicht abhängig, nicht abhängig von der Staubschicht,

die unsere Augen, unsere Blicke dort ablagern,
in sich geschlossen ist sie, für sich, als
gäbe es ringsum nichts als eine Glasglocke,
hierher komme ich, komme heraus aus den
Küchen der bedrückenden Häuser, aus den Kü-
chen voller Fliegengesumm und Gewürzduft, heraus
aus den quittenkühlen und nußblattkühlen Zimmern,
heraus aus dem Kückengepiepse und dem Ferkelge-
grunze der Höfe, wo der Mensch zwischen so vielen
Lebewesen, Farben, Gerüchen, zwischen so viel
Lärm, Geschrei, lauten und leisen Geräuschen so
unaussprechlich einsam sein kann, einsam wie der
umgedrehte Schubkarren, dessen Räder in den Him-
mel ragen, einsam wie das Boot, das kieloben liegt,
einsam wie der Haufen rostigen Werkzeugs im
Schuppen, einsam wie der Schusterschemel mit
zerbrochenem Bein, einsam wie die auf einer grünen
Wiese geleerte, weggeworfene Konservendose, so
einsam kann der Mensch sein, einsam wie ein ver-
wittertes, altes, fettiges oder gelblichkotiges Zei-
tungspapier. Unter dem Tor des letzten Hauses her-
aus läuft ein kleiner Köter ängstlich vor mich hin,
drückt sich an meine Beine, ich hebe ihn hoch,
rieche an ihm: Hundegeruch, Flöhe, feuchte Nase.
Er winselt in meiner Hand. Hinter der Wiese, weit
weg, ist der Turm eines fernen Dorfes sichtbar. Der
kleine Hund schnauft, ist warm, seine Augen glän-
zen. Wenn er mitkäme, könnten wir quer über die
Puszta gehen, zwischen Schilf, Riedgras, Rohr, Maul-
wurfshügeln, Schwengelbrunnen, zwischen Büffeln,
Disteln und Radspuren würde ich quer über die
Puszta gehen, hin zu jenem Turm. Und die Glocken
läuteten oder ihn umstürzen.

Die Auferstehung des Schweines

Schon am Vormittag versprach der Himmel Schnee, er schimmerte und glänzte, doch erst gegen Nachmittag schoben sich drohend Wolkenmassen heran, und die Krähen flogen tief, und der Himmel hielt sein Versprechen, kleine dichte Flocken fielen, dann immer größere, vermengten sich mit den Krähen, und der Himmel wurde ganz und gar schwarzweißes Spiel und das Haus lauter Flaum, Weihnachtskarte, Neujahrskarte, was sie noch nie gesehen hatten, denn hätten sie es gesehn, würden sie möglicherweise ausgerufen haben: „sieh da, unser Haus!“, doch die, die so etwas gesehen hatten, das waren Menschen, weit weg, mit einem Fernrohr, sie aber, hätten sie es aus solcher Entfernung gesehn, hätten möglicherweise ausgerufen, „sieh da, unser Haus!“ aber sie hatten es stets nur aus der Nähe gesehn.

Unter ihren Brauen — sie sahen aus wie Büstenhaare, abgenutzt bis fast aufs Holz —, unter ihren mitgenommenen Augenbrauen hervor sah die Frau dem Schneefall zu, aus dem Zimmer, zusammen mit der verschlafen sich waschenden Katze (denn Frau und Katze gehören ins Haus), und der Mann stand draußen, im Flur, mit dem zitternden Hund (denn Mann und Hund gehören hinaus) und betrachtete unter seinen zottigen, fast die Lider berührenden Brauen hervor den ersten Schnee. Und plötzlich, weil der Schnee ihn abgelenkt und aus

der Wirklichkeit herausgerissen hatte, plötzlich eilte er zum Schweinestall, zum Koben, blieb aber dort erstarrt stehen, weil auf dessen Boden eine fingerdicke Schneeschicht glitzerte, und der Mann schämte sich, „wie ein Kind schämte er sich“, aber was soll's, „der erste Schnee eben, dieser trügerische falsche erste Schnee“. Im Stall war schon seit zwei Jahren kein Schwein mehr, und nur die Macht der Gewohnheit, bei Schneefall das Schwein aus dem Pferch in den Stall zu treiben, hatte ihn hingezogen. Er stand vor dem leeren Koben, zitternd beobachtete ihn der Hund vom Flur aus, und die Frau schob den struppigen Köter mit dem Fuß beiseite und blieb neben dem Mann stehen.

„Komm herein, es ist kalt.“

Der Mann sah sie nicht an, sah nur den Schnee im Pferch, die Frau aber folgte seinem Blick, ergeben wie früher, als sie sich zu Fuß auf weite Wege aufgemacht hatten — zum Jahrmarkt, in die Stadt, irgendwohin — und sie ihre kleinen Schritte hinter die weitausholenden des Mannes gesetzt hatte, schnell und keuchend, und nur den Stiefelabsatz des Mannes vor Augen gehabt und hinter ihm her gejammt hatte, wenn sie nicht weiterkonnte, „gehn wir doch nicht wie Zigeuner und Zigeunerin“, um den Mann zum Stehen zu bringen und nebeneinander gehen zu können, er solle doch endlich ein paar Worte sagen, sie hingegen wolle doch endlich sein Gesicht sehen können, nicht nur seine Stiefel, und sie war glücklich wie einst, als sie im Morast Schmetterlinge gesehen hatte, die Fühler in die Pfütze getaucht, jemand aber hatte mit einer Peitsche dreingeschlagen, nicht mit dem Hut, nicht mal mit Hemd oder Mantel, doch die Schmetterlinge waren davongeflogen, die Peitsche hatte keinen in den Morast gedrückt, sie war glücklich, denn auch das war unterwegs, während einer solchen Wande-

rung vorgekommen, daß ihre Worte den großen und starken Mann zum Stehen gebracht hatten und er auf sie gewartet und seine Schritte verlangsamt hatte, ein wenig gequält zwar, denn für ihn war es Sünde, kleine Schritte zu machen, sie jedoch hatte damals die Lust überkommen, zu lachen und zu weinen, weil der Mann (ihretwegen!) in seinen großen Stiefeln zu trippeln begonnen hatte, sie hatte es durchgesetzt, wenn es auch zum Lachen war, und sie liebte ihn, weil er auf sie gewartet hatte, und sie wußte, daß auch der Mann sie liebte, weil er auf sie gewartet und es lächelnd zugelassen hatte, daß sie über sein Getrippel lachte, wie ein Streicheln war dieses Lachen für ihn gewesen, dieser Grashalm, mit dem die Frau ihn im Ohr gekitzelt hatte, lockend, aufreizend, zu etwas verführernd, das stets in anderes umschlägt, ein Spiel, das mit Schlägen endet und doch Spiel bleiben möchte und schwebend in alle Ewigkeit, wie damals, als der Mann ihr eine Ähre zwischen die Brüste gesteckt hatte und die Ähre abwärts glitt, unaufhaltsam abwärts unter dem Leinenhemd und durch das Bett der Brüste auf ihren runden Bauch, auf ihre Hose zu, und der Mann gelacht und gesagt hatte, „unten werde ich sie schon auffangen“, und sie sich um die glatte Ähre gebalgt hatten, einander umarmend und festhaltend, sich stoßend und auffangend, ein spielerisches Ringen um die unaufhaltsam tiefer gleitende Weizenähre.

Die Frau riß ihren Blick vom Schnee im Pferch los und sagte:

„Komm doch, es ist kalt.“

Der Mann rieb seine Handflächen umständlich aneinander, als zerriebe er Ähren, und hauchte in seine Hände: „Weder Krieg, noch Schwein.“

Die Kälte hatte ihn hungrig gemacht, und drinnen aßen sie Brot und Zwiebeln, kauten krachend.

„Wie Hasen. Wie Pferde. Den Kohl und die Rüben.“ Die Frau wie ein Hase. Und er wie ein Pferd. Dies ging dem Mann durch den Kopf, und er schämte sich vor sich selbst, mehr noch vor der Frau, daß er die Zwiebel so aß, er so aß, der täglich seiner Frau in den Ohren lag, wegen dem Fraß und so und fluchte und alles ausschüttete, den Teller gegen die Wand warf, daß die Erbsen daran herunterrollten und der Kümmel an der Wand haften blieb wie im eigenen Saft klebende Läuse, bestimmt kam der Frau jetzt das in den Sinn, na ja, der Herrgott hat ihn gestraft, konnte sie nur denken, und blickte ihn triumphierend an, und er ließ die Zwiebel krachen, diese verdammte Zwiebel, in friedliche Selbstvergessenheit vertieft, um ein Haar dem Ersticken nahe, und beim Schlucken spürte er seinen Adamsapfel, als kratzte er ihm den Schlund. Die haut er natürlich nicht an die Wand...

Er hörte auf zu essen, die Gedanken der Frau hemmten ihn beim Schlucken, er konnte sie geradezu mit eigenen Ohren hören, obwohl die Frau stumm blieb, dabei wäre es ihm lieb gewesen, wenn sie etwas gesagt hätte, es sollte ihr nur keine Zeit bleiben, daran zu denken.

„Wie hat das letzte Schwein geheißen?“ fragte er und wußte, daß damit die Überlegungen der Frau, ihn betreffende Überlegungen, abgeschnitten waren, denn darüber zu sprechen wird sie Lust haben, und er irrte sich auch nicht, „Jani“, und wollte schon fortfahren, damit die Frau nicht in die früheren Überlegungen zurückfalle, „ein Mangalitza war's...“ und die Frau wiederholte das, und er fühlte, daß die Frau nunmehr an Jani dachte und Jani auch buchstäblich vor ihren Augen sah, es sich vor Augen führte, „ein Mangalitza war's...“, und seine Gedanken sprangen noch ein-, zweimal zu dem vorher Gedachten zurück, denn

etwas anderes war es gewesen, das dies Ganze veranlaßt hatte, doch langsam, ohne es zu merken, begann auch er an Jani zu denken, er führte ihn sich vor Augen und vergaß dabei, daß er die Gedanken der Frau hatte ablenken wollen, und sah ihn sogar, sah ihn deutlich als Ferkel mit Ringelschwänzchen, hörte sein Grunzen und sah ihn auch zerlegt, sah auch seine Schinken hängen und seine Würste in der herb riechenden Räucherkammer, dabei aß er schon wieder, verschlang Brot und Zwiebel und vernahm auch die Frau wieder, die jetzt schon fortfahren wollte, so sehr in Schwung kam, als hätte sie den Anstoß zu all dem gegeben, als hätte sie vergessen, daß nicht sie es gewesen war, die das ganze begonnen hatte, und jetzt glaubte sie, alles sei von ihr ausgegangen.

„Das letzte war der Feri...“ und ihm fiel ein, daß es eine Manie der Frau war, die Ferkel zu taufen, sie hatte sie immer nur beim Namen gerufen, und hatte geweint, wenn sie geschlachtet wurden, sich in der Früh sogar übergeben, als wäre sie schwanger gewesen, trächtig vom Blut- und Fettgeruch, sie hatte geweint, beweint, was sie getauft, er aber hatte ihr den Nacken gerieben, wie man's tut, wenn jemanden der Ekel packt, und hatte mit seiner tiefen Stimme auf sie eingeredet und sie in diesen Augenblicken heftig geliebt, weil sie so schwach und armselig und bleich war, wie Flaum, und so fraulich, sehr fraulich, in diesen Augenblicken hatte ihn seine eigene Zärtlichkeit in Hitze gebracht, die eigene, tiefe Stimme hatte ihn die Frau begehrn lassen, die so bleich, schwach, fraulich, dünn und armselig war, er hatte ihr mit seiner tiefen Stimme gesagt, „du weinst ihm nach, weil du ihn getauft hast, du weinst ihm nach, weil du ihm einen Namen gegeben hast...“, und die Frau hatte

geschluchzt und erst nach drei Tagen etwas vom Schwein essen können, immer noch schluchzend, später aber, als das Schwein schon aus der Räucherkammer heraus war und sich Farbe und Geruch des Rauchs auf ihm abgelagert hatten, als keine Spur mehr von seinem Lebendgeruch vorhanden war, da hatte die Frau schon gierig davon gegessen, gefräßig, und er hatte, obwohl er's nicht aussprach, spöttisch gedacht: „Auf Regen folgt Sonnenschein“ und der Frau zugesehen, wie gierig sie aß, ihren kleinen Mund weit aufriß und mit Sauerkraut füllte, und die kleinen spitzen Zähne die Wurst durchschnitten, wie ein Fallgatter zufielen und dahinter die Wurst verriegelten...

„Albi hieß es“, sagte die Frau, „dieses Yorkshire hat Albi geheißen“, sie kam wieder darauf zurück, zählte von neuem die Namen auf, einen nach dem anderen, wie die Schweine Jahr für Jahr eins aufs andere gefolgt waren, in der Reihenfolge, in der sie gelebt hatten, in der Aufeinanderfolge der Erinnerung, sie sprach ihre Namen aus, als würde sie sagen „1848“, „1914“, „1939“, nannte sie nacheinander, mit kleinen Pausen dazwischen, die den Zeitabstand andeuteten, warum sie sie aber ausgegerechnet Jani und Feri und Albi getauft hatte, das sagte sie nicht, sie dachte es sich bloß, das war ihr Geheimnis, das sagte sie schon nicht mehr, und der Mann hatte es nie gewußt, konnte es auch nicht wissen, da niemand außer der Frau davon wußte, daß Jani, Feri und Albi in ihrer Mädchenzeit jene Burschen geheißen hatten, die zu den Soldaten gegangen waren und in die sie sich verliebt hatte, was diese jedoch nicht wußten, denn sie hatte es nie jemandem gesagt, hatte ihre Namen in sich eingeschlossen und war böse auf sie gewesen, weil sie die Wärme ihres Blickes nicht auf ihren

Gesichtern gespürt, sie sich ihr nicht genähert hatten, denn wie hätte sie, damals, mit ihren vierzehn Jahren, den ersten Schritt tun können, und später dann, als sie schon erwachsen war und im stillen schon darüber lächeln konnte, wie klein sie damals gewesen war, als sie mit ihren Erinnerungen auch ein wenig grausam umging, obwohl sie es selbst damals schon wollte, daß diese um sie blieben, weil sie sie gern hatte und auch Lust verspürte, grausam mit ihnen umzugehn, was ihrer Seele wohltat und es ihr auch möglich machte, zu weinen, wenn sie die Namen Feri und Albi aussprach, später dann, als sie schon erwachsen war, taufte sie die Ferkel also auf diese Namen, weil sie sie liebte und auch grausam zu ihnen sein und sie auch in ihrer Nähe behalten wollte...

„Albi war das größte, Albi hatte das meiste Fleisch. Feri dafür die besten Schinken“, und indem er dies sagte, legte der Mann das Brot nieder, weil er in den Winter hinaussah und der verschneite Pferch ihm einfiel, der leere Stall und der verschneite Pferch, und er legte auch die Zwiebel nieder und fühlte, daß sein Magen sich vor so viel Zwiebel zusammenkrampfte, „den Geschmack hab ich auch schon vergessen, ich weiß nicht mal mehr, wie ein Schwein ist, ich weiß nicht mal mehr...“, und als hätte sie seine Gedanken gehört, ließ die Frau ihre Hände hilflos in den Schoß fallen, „Gott wird schon wieder eins geben...“, er aber wurde böse auf diese zuversichtliche, demütige und tröstende Stimme, immer böser, und erst als er die Lampe schon ausgeblasen hatte und sich ans Bett herantastete und sie verstummt waren und er unter das von dem Frauenkörper bereits angewärmte Federbett kroch und die Frau schon eingeschlafen war, erst da verwandelte sich sein Zorn in Ruhe, in

stummes Gebet, ,wenn jetzt eins da wär, ich würd's nur ansehn, nicht schlachten, nur ansehn...'

Und wie er so leise vor sich hin sprach, was ihm gerade durch den Kopf ging, erwachte die Frau, aber sie bekam keine Antwort, und sie drehte sich zur Wand, ,nur ansehn würd ich's, kein Haar würd ich ihm krümmen, nur ansehn würde ich's, um es nie wieder zu vergessen... so Gott mir helfe...' und lange noch starrte er mit offenen Augen in das Dunkel, bis er die Lider schloß, um auch in seinem Innern dunkel zu machen.

Noch immer fiel Schnee, und es gab keinen Mond, nur das Weiß leuchtete, und auch die Augen der Katze leuchteten eine Zeitlang, dann schienen sie in die Herdasche gefallen zu sein, dort aufzуглühnen, denn das Tier hatte auf dem flohigen Lumpenlager unter dem Herd seine Augen geschlossen, und in der Asche war die aus dem Herd herabgefallene Kohlenglut aufgeglimmt, das runde Katzenaugenglühnen ersetzend, rubinrote Ablöse, auch der Mann hatte die Augen geschlossen und schlief, und auch der Hund schlief draußen in seiner Hütte, neben dem Flur, auf dem gefrorenen, zerlegenen Stroh, ein Schäferhund, und wie er so mit dem Kopf auf den Pfoten dalag, erinnerte er an jene Ponyfri-surmädchen auf Fotos, die ihr Kinn auf ihre verschlungenen Hände legen und, weil sie es darauf abgesehen haben, mit ihren halbverschleierten, ins Nichts gerichteten Blicken mehr ahnen lassen, als da ist, weil es nämlich einmal Leute geben wird, die nur dieses Foto sehen werden, niemals ihre Stimme, auch nicht ihre kleinen Sätze, ,oh, was du nicht sagst!' hören werden und nichts von ihrem Alltag ahnen und auch das Perlmuttergrau ihres Atems niemals hören noch sehen werden, nichts

als dieses Foto, und so soll sich ihr Gesicht den andern einprägen, den Augen jener Leute, die die Sätze aus der Zelle ihrer winzigen Langeweile, „oh, was du nicht sagst!“ nicht mehr hören können auch ihren Geruch nicht spüren können, diesen dünnen Seifen- und Mentholgeruch, leicht mit Essig vermischt, in deren Augen sie aber trotzdem und auf diese Weise ein Sein hinterlassen, eine Insel erobern wollen — die Hand unterm Kinn, unter der Ponyfrisur hervor irgendwohin blickend, wohin man ihnen nicht folgen kann, mit halbgesenkten Lidern, die nur für Ahnungen einen Spalt offenlassen, so senken sie scheinbar die Augen wie dieser Hund hier, der mit dem Kopf auf den Pfoten dalag und schlief. Und nicht aufwachte, weil er auch im Schlaf den vertrauten Geruch wahrnahm, den Geruch überbrühter Kleie, säuerlich, stechend, rauhdampfend und bekannt, er wachte nicht auf, weil er auch im Traum wußte, daß dieser Geruch nicht zu verbellen ist.

In seiner knöchellangen, unten zugebundenen Unterhose stand der Mann vor der Lampe und drehte am Docht, das Petroleum machte ihn husten, verschreckt schlug die Flamme aus, wie ein Schmetterlingsflügel beim Berühren des Fensters, das Lampenglas verrußte, und die Flamme dahinter sah aus wie die Sonne während einer Finsternis, was er gesehen hatte und ihm nunmehr in den Sinn kommen mochte, denn er wußte nicht, warum er wach war, da es draußen keinerlei Geräusch gab bis auf das kaum wahrnehmbare Rieseln des Schneefalls, er wußte nicht, warum er erwacht war, zündete das Licht an, möglicherweise auch nur, um sich mit dem verrußten Lampenglas und der Flamme dahinter jene Sonnenfinsternis ins Gedächtnis zu rufen, die er als Kind durch eine berußte Glasscherbe

betrachtet hatte, auch jenes verrußte, von Bomben und Granaten zersplitterte Schaufenster, das er in der Stadt gesehen hatte, als der Krieg noch lebte, und hinter dem zersplitterten Schaufensterglas auf einem Hügel aus Ruß und Asche, da hatte die Orange, eine einzige Orange geglanzt, er hatte nie-mals eine Orange gekostet, er hatte bloß gewußt, daß es eine Orange war, und auf dem halb abgefetzten, baumelnden Schild war zu lesen: SÜDFRÜCHTE, und er hatte in die Asche gegriffen, verrußte Glassplitter hatten seine Finger verletzt, und die Orange war aus Wachs gewesen...

Er sah sich besorgt und erwartungsvoll um, während das Lampenglas wieder sauber wurde und das Zimmer hell, besorgt wartete er in diesem neuen Lichtschein, da er nicht wußte, warum er erwacht war, er hatte keinerlei Geräusch gehört, nicht einmal jetzt, und trotzdem trat er zur Tür, öffnete sie, stieß sie weit auf, und sein kraftloser Arm ließ mit einigen vom Wind hereingewirbelten Flocken auch das Schwein ein, es schien sogar, als sei die Tür von allein aufgegangen und er selbst nichts anderes gewesen als der Türstock und das Schwein nur ein kühler Strom, ein eisiger Strom im Flokkenpelz, mit kraftlosem Arm ließ er es ein, durch die linkisch offengehaltene Tür, mit kraftlosem, ausgestrecktem Arm, und ein ehrerbietiger, fast warmer Klang traf sein Ohr, „guten Abend, mein lieber Herr!“, und da standen sie auch schon in der Zimmermitte, und jetzt erst fühlte er, jetzt erst wurde es ihm bewußt, daß er es gewesen war, der es hereingelassen hatte, daß es jetzt drinnen war, jetzt wußte und empfand er es in aller Schwere, wen er da eingelassen hatte, und daß er etwas sagen mußte, denn wo es keine Brücke gibt und auch keinen Steg, muß man über den Bach springen.

etwas überspringen, ohne hinabzusehn, wo das Wasser wirbelt, das tief unten Steine wälzende, tief unten schwindelerregend fremde Wasser, doch zurückblicken durch die Tür darf man auch nicht, nicht über die eben erst geöffnete Tür hinaus, denn man kann zu Stein werden wie jene Frau in Sodom, man muß hinüberspringen, ohne zurückzublicken, von da aus, hier von der Zimmermitte aus muß alles begonnen werden, und man muß etwas sagen und sich bewegen, eine Bewegung suchen, da fiel ihm das Wort *Gast* ein, und er wollte ihm auch schon Platz anbieten, nur kannte er seinen Namen nicht, was ihn am Reden hinderte, jener aber ließ sich bereits nieder, wie zu Hause, mit einem kurzen Ächzen, nahm das Zimmer in Augenschein, aus kleinen, ungewöhnlich gütigen Augen, aus feucht-warmen Augen heraus, als wäre er ein Hauskäufer, der sein neues Heim jetzt schon mit den Blicken wärmt, jetzt schon mit Blicken einrichtet, nach seinem Geschmack einrichtet und mit seinen Blicken bevölkert, seine Augen durchwanderten das Zimmer, das er, obwohl er nicht weit davon entfernt gelebt hatte, dennoch niemals gesehen haben konnte, und sein Blick fiel auf die schlafende Frau, die Frau aber erwachte vom Lichtschein, von der bekannten Stimme, und durch das leicht übers Ohr gezogene Federbett hörte sie warm und dumpf die Stimme „Meine liebe Herrin...“, hörte die Stimme noch, während sie im Halbschlaf sorgsam das Federbett nach unten schob, und als ihr Blick allmählich klarer wurde und die aus dem Federbett herausstehenden Flaumfedern aus ihren Augenschlitzen verschwunden waren, ebenso auch jene kleinen Funken, Traumbilder, Glassplitter, weißbaumelnden Zwirnenden, durchsichtigen Bindfäden, jene ins Wasser greifenden, bläschenwerfenden Pflanzen-

wurzeln mit ihren Milchkörpern, die silbrig, rettig-artig nach unten dünner werdend, der Frau wie in die Augen gefallen waren, der Frau in die Augen hingen wie Angelschnüre in den Wasserspiegel, als alles, dies alles wirklich aus ihrem Gesichtskreis fortgeflogen war, sprang sie, das Federbett zurück-schlagend, aus dem Bett, den warmen Nachtgeruch mit sich ziehend, ins Zimmer zerrend, mit dem Geflatter ihres Hemdes auch den eigenen, unkeuschen Geruch vor sich her und bis zu den andern stoßend, und zu dem bitter-säuerlichen Speichel im Mund, zu dem in den Mund gespererten undurch-lüfteten Nachtspeichel, zog sie bei dem ersten Wort auch die erste Luft tiefatmend ein, „Feril“

Der Mann war erleichtert, „Feri also“, nun kannte er schon seinen Namen, konnte sich ihm bereits mit schmiegsameren Gedanken nähern, seinem Körper mit wärmeren Worten, seiner Seele mit ihr ange-messenen Worten begegnen, dabei vernahm er die vor Wiedersehensfreude jubelnde Stimme seiner Frau, „Feri, wo warst du, Feri?“, aus der auch der Schrecken über das plötzliche Erwachen herauszu-hören war, und er lauschte der ruhigen, nahezu pastoralen Erzählstimme des Gastes, hörte der Stimme zu, als sähe er dessen Körper überhaupt nicht, als wollte er diesen Körper gar nicht sehen und den Gast allein an der Stimme erkennen. „Ich bin viel in der Welt herumgekommen, trotzdem ist alles in Ordnung. Es ist alles in Ordnung.“ Er horchte, als ob er sie nicht im Zimmer, sondern von draußen belauschen würde, durch den Rahmen des zugefrorenen Fensters, das Ohr an die Eisblumen gepreßt, als ob er am bereiften Schlüsselloch horchen würde, durch das die Zugluft wie eine Wespe hindurchsirrt und ihm ins Trommelfell sticht, ins Ohrläppchen zwickt, fast brennend zwickt, sein

Ohrläppchen friert schon am Reif unter der Klinke an, der Reif klebt sein Ohr an das Schlüsselloch fest, und so lauscht er nunmehr von draußen auf die Stimmen drinnen, wie die Frau sich nach Albi und Jani erkundigt, zitternd und seufzend und greisin-nenhaft besorgt.

Der Blick des Gastes fiel auf das zerzauste Haar der Frau, auf das hinten und vorn zerknitterte Leinenhemd, das harmonikaartig zerknitterte, trompetenförmig ausgebauchte Leinenhemd, ruhte für einen Augenblick auf der Gestalt der Frau, und es kam ihm ihre Schürze in den Sinn, die blaue, weiß-getupfte Schürze, in der sie ihm Gras und Fuchsschwanz gebracht, aus der sie ihm Maiskolben hingeworfen hatte, und auch der Haarknoten, der schöne große Knoten, unter dem einige losgelöste Haare, im Morgenlicht flatterten, sie ist gealtert, sie hat sich nicht gut erhalten, hat nichts von *all-dem* bewahrt, auf nichts geachtet, höchstens auf die Stimme, vielleicht auf ihre Stimme und den Glanz der Augen, und trotzdem verbreitet sie immer noch Wärme um sich, ein heißer Stromring kreist um ihre Knie...

„Was können wird dir anbieten?“ zum erstenmal sagt auch der Mann etwas, „warum will ich ihm ausgerechnet zu essen geben, weiß der Teufel, warum ausgerechnet zu essen... er hat einen langen Weg hinter sich, hat Hunger, auch er hat Hunger, auch er... also hat mich mein Hunger auf den seinen gebracht?“ „Hab mir das Essen abgewöhnt“, der Gast lächelte freundlich-dreist und sah den Mann an, sein großes Kinn, das wie eine Stiefelspitze vor-sprang, auch die Muskeln seines Gesichts zeichneten sich ab, als hätte er sein Lebtag immer nur gekaut, als würde er auch die Worte zwischen den Zähnen zerkaufen, er sah seine schmalen Augen, nur eine

Messerklinge hätte da durchkönnen, es lief ihm kalt über den Rücken, und er schob dieses Bild von sich.

„Darum bist du so abgemagert...“, mütterlich-vorwurfsvoll klangen die Worte der Frau, als würde sie sagen, „nun seht euch mal diesen bösen Jungen an, will nicht essen, hat sich's in den Kopf gesetzt, nicht zu essen, also was sagt ihr zu diesem bösen Jungen, sagt doch was..“

„Damals habe ich mir gelobt...“ Der Gast betonte das *damals* überhaupt nicht, doch die Frau wie der Mann blickten zu Boden, denn sie wußten, was dieses *damals* bedeutete, eine Ergänzung war nicht nötig, „du weißt doch, damals‘, sie sahen zu Boden und sagten nichts und wünschten nur das eine, nichts sagen zu müssen, der andere solle sprechen, nicht in ihrem Namen, sondern für sich sprechen, damit seine Worte die Zeit und auch die Stille ausfüllen.

„Damals habe ich gefühlt, wie ich fetter wurde, jeden Tag hab ich's gefühlt“, der Gast starre auf die gewaltigen Brauen des Mannes und die unsichtbaren Wimpern der Frau, „und mir dabei gesagt: Ich nicht, es wird schlecht ausgehen. Wie schlecht, das konnte ich nicht wissen, das nicht. Denn uns klärt keiner auf, und der uns hätte aufklären können, ist nicht mehr am Leben, wer aber lebt, lebt genau so wie wir, ohne etwas von der Zukunft zu wissen. Jeden Tag beschloß ich, gerade nur soviel zu essen, daß ich nicht umfalle. Ich atmete immer mühevoller, ich wurde wählerisch, nicht einmal den Geruch von Kleie und Trank konnte ich ertragen, nur Mais aß ich und Gerste. Aber ich aß. („So war's“, flüsterte die Frau, als durchlebte sie's von neuem.) Jeden Tag beschloß ich: Heute hab ich zum letztenmal gegessen, ab morgen nehme ich höchstens ein, zwei Bissen zu mir; aber umsonst, mein Magen, mein Körper, die Gewohnheit stießen mich blind weiter, nur meine Augen

begehrten, doch ich aß immer noch, als ob mir's leid täte, etwas im Trog übrigzulassen, ich brauchte das Essen nur noch, um meine Kinnlade zu bewegen, denn sobald sie sich nicht bewegte, spürte ich, wie sie einschlief und wie ihr Gewicht meinen Kopf nach unten zog, und ich brauchte den Klang, das krachende Geräusch des Kauens, selbst meine Zähne brauchten es, denn sobald sie nicht mehr kauten, fühlte ich, wie sie im Maul faulten, wie der Speichel sie angriff und meine Zunge durch Berührung mit den Zähnen wund wurde, ich aß also weiter, es war meine einzige Bewegung, und mein Körper war so schwer geworden, daß ich nur noch liegen konnte, mich nur beim Essen etwas erhob, wie auf Ellbogen aufgestützt, und der Trog erschien mir fast so hoch wie zu der Zeit, als ich noch ein Ferkel war, und ich, mit beiden Vorderbeinen im Trank stehend, noch gefressen hatte, wie um Teig zu kneten, wie um in der Mulde Wäsche auszuwringen, und als ich dann satt war, hatte ich im Trank herumgeplanscht, war in den Trog gesprungen, war in dem Fressen herumspaziert, ich hatte mich sogar darin erfrischt und dieses unvergleichliche, Speisereste genüßlich, ja schwelgerisch verabscheuende Gefühl der Sattheit verspürt, den Rausch des vollen Bauchs, der mich schlaftrig machte und noch lange gefangen hielt, wenn ich mich ausstreckte. Am nächsten Tag aber aß ich dann doch wieder, und umsonst nahm ich's mir anders vor, ich aß auch am dritten Tag. Und als ich nicht mehr aufstehen konnte, blieb ich in meinem eigenen Dreck liegen, schnaufte und bekam die Lider kaum noch auf, der Fettpölster wegen, die mit den Brauen herabhingen, auch mein Herzschlag setzte hin und wieder aus, und ich schnappte nach Luft, damals erschrak ich, fühlte mich plötzlich

stark und sagte: Verdammt will ich sein, wenn ich morgen etwas ins Maul nehme. Und da spürte ich zum erstenmal, daß ich am folgenden Tag tatsächlich an mich halten würde. Morgen wird der Mastteufel gestoppt, morgen bin ich stark wie noch nie. Doch am nächsten Morgen hörte ich nicht die Stimme der lieben Herrin, sondern Männerstimmen, und dachte, die liebe Herrin ist krank, und ich horchte nur auf die vor Frost knarrenden Stimmen, in den Stall strömten Schnapsgeruch und Tabakrauch, und als sie mich am Ohr packten, an Schwanz und Füßen packten und hinauszerrieten, da sah ich im Schnee einen Haufen Stroh..."

Der Mann fühlte, daß jetzt etwas gesagt werden müsse. „Dieses Fettwerden, wenn das nicht gewesen wäre, es wäre alles anders gewesen“, und auch die Frau war froh, daß der Mann die beste Antwort gefunden hatte, die unwiderlegbare Antwort, denn der Schnee hatte die Spuren endgültig verwischt, „ich habe viel um dich geweint“, sagte sie und sah ihren Mann ungehalten blinzeln, wie jedesmal, wenn's ihm nicht paßte, daß die Frau seiner Stimme zuvorkam, in irgendeiner Angelegenheit seinem Manneswort in Anwesenheit Dritter zuvorkam, „allen tat es leid“, sagte er und fegte damit nachdrücklich die Worte der Frau vom Tisch, was der Frau weh tat, wie jedesmal, wenn ein anderer sich ihren Schmerz aneignen, wenn man ihr die Güte wegnehmen wollte, so weh tat es, aber sie schwieg, wie überhaupt und immer. Der Gast nahm nichts von diesem Sonderduell wahr, er sah sich nochmals im Zimmer um, „die Güte“, sagte er, „einzig die Güte hat es zuwege gebracht, daß ich trotzdem lebe. Dabei war es dort, wo ich war, gut. Doch die Güte befahl mir: Du, der du die Worte des Bösen so oft erhört, du, der du immer auf die Worte des Bösen gehört hast, höre einmal, ein ein-

ziges Mal auch auf die Worte der Güte. Wie du in den Glücksspielen dieser Welt auf eine Zahl setzt, wie dich einmal die Lust überkommt, von dem Essen zu kosten, das jeder weggeschoben hat, so wie du einmal, ein einziges Mal die Frau umarmen willst, die dir jeder verbietet, oder die Frau, die keiner haben will, wie du einmal, ein einziges Mal in Versuchung kommst, etwas zu tun, was du niemals getan hast, um zu erfahren, wie es ist, um in der Lage zu sein, es mit allem zu vergleichen, was dir bisher gehörte, damit deine Ruhe nie wieder durch Reize aufgestört werde, einmal, ein einziges Mal weise die Versuchung der Güte nicht mit beiden Händen von dir."

Erschrocken sah der Mann, daß der andere aufstand, „er geht fort, er darf nicht fortgehen“, „Du darfst nicht fortgehen bei diesem schrecklichen Unwetter, du wirst erfrieren, du bist mager“, und auch die Frau, ein verschreckter Vogel, umschwirrte ihn mit ihren Worten, „nicht im Stall, mit uns wirst du übernachten, mit uns im Bett“, eindringlich nötigte sie ihn zu bleiben, der Mann starrte ihn bloß an, aus flehenden, fiebrigen Augen, die Frau aber kraulte ihn hinterm Ohr, tätschelte sein zusammengeschrumpftes Doppelkinn, „ach, würde sie doch auch die Schürze umbinden, blau mit weißen Tupfen, und ihre Haare in einem Knoten zusammenfassen, aus dem einige Locken sich lösen und im Lichtschein flattern, ach, wenn...“, seine Seele wurde immer weicher, nachgiebiger, wie die eines Mannes im Dampfbad, der mit harter, gewöhnlicher, trockener, alltäglicher Stimme spricht, mit seiner Amtsstimme, mit der Stimme seiner Macht, die er von draußen mitgebracht hat, und blitzschnell fährt ihm die Hand des Masseurs über Nacken, Rücken, Hüften und reißt an seinem Fleisch und reißt sein schmerhaft an den Kno-

chen haftendes Fleisch hoch, wie die Frau den Teig aufreißt und durchknetet, und nach dem ersten wohltuenden Stöhnen beginnt seine Stimme, seine gewaltige Stimme, seine Amtsstimme, seine trockene, alltägliche Stimme weicher zu werden, die Silben zergehen wie Wachs, und seine Worte zerflattern im Dampf, werden matter, schmiegen sich in seinen Halbschlaf, in die Hand des Masseurs, berauscht und kraftlos... Und als er sich an der Wandseite hinstreckte, unter dem Federbett, aus dem Flaumfedern wie Schnee hervorkrochen, von unten nach oben fallend, aus dem Bauch der Erde hinauffallender, wie Gras nach oben sprießender Schnee, und auch die Frau sich niedergelegt hatte, in der Mitte, in dem einzigen Bett, fühlte er ihre mageren Knie, um die immer noch der alte, heiße Reifen kreiste, ein brennender Reifen, durch den zähnefletschend die gestreiften mähnigen Raubtiere springen, und er spürte ihren feuchten Schoß, ihren feucht werdenden Schoß, ihren stumpfen, immer noch weiblichen Geruch, und die Frau schob sich dankbar näher, mit schon anderer Wärme, ihre Kniescheiben gegen seine Schinken gepreßt, und diese eigenartige, bisher nie empfundene Erregung, die plötzlich seine Haut überlief, verscheuchte er mit einem Scherz, er festigte seine ungewöhnlich bebende Stimme durch einen Scherz, wie ein kleiner Junge, der wie ein Mann zu sprechen trachtet, „Mein lieber Herr, haben Sie nicht Angst wegen der lieben Herrin?“ und als der Mann brummend sagte, „Keine Rede, warum sollte ich Angst haben, ihr Sinn steht längst nicht mehr danach, und außerdem bist du ja auch anders...“ und die Frau noch näher rückte, sich geradezu in ihn hineinbohrte, mit ihrem Körper zu ihm sprechend, ihm mit ihrer Wärme

ihre Gedanken mitteilend, „laß ihn doch reden, laß ihn reden, was weiß er schon von mir, was weiß er, was in mir ist und was sich angesammelt hat, was war und womit ich zur Welt gekommen bin, was weiß er von meinem Innern, meinem Innern macht es nichts aus, daß du anders bist, denn du bist sanft, gehorsam, du kennst das Fluchen nicht, und nicht die Brutalität, was weiß er schon von mir, er wollte ja niemals etwas wissen, wir aber, wir wollen uns nichts daraus machen, was er von uns denkt, daß er eben das denkt, was er denkt, denn du bist für mich Feri, was weiß er, was in mir ist, daß ich das brauche, was anders ist, was sanft und nachgiebig, und das Fluchen nicht kennt und nicht die Brutalität...“ und als der Gast dann in Gedanken in sich hineinseufzte, in sein vor Erregung verkramptes Herz hinein, „oh, die Vorsätze, diese Pläne, die blitzhaft aufzucken, Schätze, die plötzlich, unerklärlich auftauchen, aus irgendeiner Tiefe. Schätze, die dann wieder vergraben werden, die Schätze in des *Wie* und *Ob* —, wir werden von ihrem Glanz nur durchzuckt, für einen Augenblick, doch auf unseren Verstand wirken sie wie Irrsinn, weil sie uns aus unserem Wesen herausreißen würden, sie scheinen von jenseits unseres Körpers, unseres Geistes, unserer Seele, unseres Geschmacks zu stammen, sie überfordern unsere Nerven, deswegen leben sie auch nur einen Augenblick lang, und die trotzdem nicht zu verscheuchen sind, weil sie aus einem vom Trieb unserer Phantasie gebildeten, in unserer Phantasie unausrottbar, unzerstörbar vorhandenen unbekannten Material bestehen, oder sollten sie möglicherweise der Phantasie unserer Triebe entstammen, Gedankenblitze, nervenaufreibend, nervenaufpeitschend, grauenhaft-schauerlich für unseren Verstand, Vorsätze, die das

Unmögliche blitzhaft erhellen und uns aus den Grenzen unserer Natur ausbrechen lassen würden, um uns in die entsetzliche und nicht zu vollbringende Sünde des Grenzübertritts zu stürzen, zurück in das Gekrieche unserer Triebe, in die schleimige Hölle des Weltenbeginns, aus der wir hervorgegangen sind, wo alles gleich ist und nichts anders, derselbe Dreck, feuchtes Moos, einander wärmende, voneinander nicht unterscheidbare, ineinander greifende und ineinander sich ergießende, alle Grenzen lau, grünlich-gallertartig umschlingende und auflösende Vegetation... und als auch die Frau das gleiche dachte, nur anders und mit andern Worten, und der Mann immer noch am Tisch stand, obwohl er die Lampe längst ausgeblasen hatte, und seine Hand sich langsam in die Tischlade senkte, so langsam, als griffe er nach einem geheimnisvollen Gegenstand in seiner Tasche, und er die Lade nicht zuschob, um keinen Lärm zu machen, und sich niederlegte, und als der Gast, seiner Gedanken müde, einschlief, von den dünnen und mageren Knieen der Frau umarmt und in den Traum gewiegt, der Mann aber, vom Krachen seiner Knochen zusammenzuckend und auf das Knistern seiner gegerbten Hände achtend, unter das Kissen griff und die Hand bis zum Gelenk flach liegenblieb, wie der Has im Busch, während also und bis dies geschah, begann es zu dämmern, und ein neuer Tag klopfte ans Fenster. Und als der erste Lichtschein dem Gast ins Auge fiel, der erste Lichtschein in seine geschlossenen Augen tropfte wie Milch durch ein Sieb, und etwas tastend seinen Hals berührte und er „die liebe Herrin“ dachte und das magere und heiße Knie der Frau verschwand, da sah er nur zwei magere und zitternde Hände, deren Finger die Henkel einer weichselfarbenen Emailschüssel umklammerten, und daß die Schüssel sich unter seinem

Hals befand und irgendein starker, diamantharter Strahl, vielleicht das vom Vordach hereinglitzernde, verlängerte Spiegelbild des Eiszapfens, unaufhalt-sam schnell unter seinen Hals fuhr, und als der Gast durch seine immer noch schlaftrigen Morgen-tränen hindurch den roten, zischenden Strahl er-blickte, der wie eine Schleuder aussah, eine Schleu-der aus rotem Gummi — da schoß es aus seinem Hals in die Welt hinaus —, und als er auf der Hand, auf den Fingern der Frau die himbeerfar-benen Blutstropfen sah und noch die unterdrückte Stimme des Mannes hörte, wie die angespannte, nach allen Seiten aufmerksame unterdrückte Stim-me des Einbrechers vor einem Panzerschrank, „Achtung, du verschüttetest es“, und auch den Seuf-zer der Frau hörte, der dem herausschießenden Blut noch nachzuhelfen schien, „ach“, und als die Faust des Mannes das Messer drehte, wie den Reiniger in der Zigaretten spitze, wie der Schorn-steinfeiger den Stoßbesen, als wollte er mit dem ganzen schäumenden frischen Blut auch das Herz in das weichselfarbene Gefäß reißen, während er das alles sah, und nachdem er das alles gesehen, gefühlt, gehört hatte, auch sehen und fühlen und hören konnte, und die Faust des Mannes, die das Messer hielt, beinahe schon verschwunden war in dem fast brandig gewordenen Loch, und trotzdem immer weiter bohrte, es ausdehnte, da entwich lautlos die Luft seiner Brust, und er schloß die Au-gen, um die seinem Herzen immer näher kommende Faust nicht mehr sehen zu müssen. Und während die Katze mit gekrümmtem Schwanz dastand, er-wachte draußen plötzlich der Hund in seiner Hütte, er sprang, als hätte er gar nicht geschlafen, in den Schnee hinaus, in den wolligen, weißen Schnee, weil sich irgendeine Erinnerung um ihn ausbreitete,

irgendein vertrauter Geruch ihn unisprang und seinen Sehnen und Krallen eine nichtzubeschreibende Frische verlieh, seine Beine federn ließ und ihn jagte, toll machte und wie verrückt trieb, sich im Schnee zu überschlagen, zu wälzen und herumzutollen.

1967

Europakarte

Szanepel ahnte nichts. Die Klasse hatte sich schon seit geraumer Zeit auf dem Sportplatz versammelt; in Turnhemd und Hose warteten sie auf Kacor. Er ließ sich am Sandgrubenrand nieder und sah, gegen den weißen Zaun gelehnt, den herumlaufenden Jungen zu. Die Turnstunde hatte noch gar nicht begonnen, und er war schon müde. Szanepel war ein kleiner, dicker Junge, seine Augen blickten zwischen Fettpölstern hervor. Noch wollte er sich nicht ausziehn; nie zog er sich aus, bevor der Lehrer da war: so verkürzte er das Gekicher der andern.

Szecska, der lange und blonde Szecska, schwang sich auf den hohen Zaun. „Kacor kommt!“ Hastig begann Szanepel sich auszuziehn. Schließlich stand er da, in Turnhemd und kurzer Hose, mit seinem großen Bauch, der über dem Gummiband ein wenig heraushing, stand einfach da und blinzelte in die Sonne. Er dachte an nichts Böses. Und wurde blaß, als er kein einziges lachendes Gesicht um sich sah. Es war ungewöhnlich, daß niemand über ihn lachte.

Als erster ging Szecska auf ihn zu, dann Bányó und Bagó, als nächster Cvikli und schließlich Gukker. Szanepel quietschte wie ein Ferkel, dem das Messer den Kinnspeck berührte. Geradezu verblüffend ähnelte Szanepels Schrei dem eines Ferkels, und dieser dünne und schrille Schrei aus dem weichen, runden und dicken Leib war so komisch, daß alle am liebsten losgegrinst hätten. Zu viert warfen

sie ihn nieder. Szecska stellte ihm ein Bein, und die andern hielten ihn fest. Szanepel lag auf dem Rücken, die Augen geschlossen, vielleicht der Sonne wegen, möglicherweise um Übelkeit vorzutäuschen, und stöhnte.

Da pflanzte Bagó sich vor ihm auf und riß Szanepel die Hose gewaltsam herunter, fast bis zum Knie. Der dicke Junge zitterte, doch er machte die Augen nicht auf. Er war wie festgenagelt. Erschrocken und wie gebannt.

Es wäre beruhigend gewesen, hätten die andern jetzt losgelacht. Mochte das auch beschämend sein, so war es doch versöhnlich, menschlich nahe. Doch sie schwiegen alle, nickten sich bloß zu wie kalte, im weißen Lichtschein über den Kranken gebeugte Chirurgen. Das machte Szanepel argwöhnisch, eiskalt rann das Wasser seinen Körper hinab.

„Jetzt!“

Szanepel stöhnte: ein kaltes Etwas mit feuchter Spitze berührte seinen Bauch. Finger spannten seine Haut wie eine Trommel; das war sogar angenehm und veranlaßte ihn, die Augen zu öffnen. Er sah nichts: Sonne und Angst trübten ihm den Blick, folglich schloß er die Augen wieder.

„Aus dem Gedächtnis!“ ließ sich Szecskas gedämpfte Stimme vernehmen. „Auswendig! Wenn du sie nicht mithast!“

Ein Bleistift, durchfuhr es den kleinen, dicken Jungen, tod sicher ein Bleistift! Er spürte ein Kratzen, dann wischten sie ihm mit einem weichen Tuch den Schweiß vom Bauch. Der Druck ließ nach, und Szanepel war frei. Er hätte sogar aufstehen können, doch er ruhte sich noch ein wenig aus. Nur seine Hose zog er hinauf, die Augen öffnete er immer noch nicht. Blinzelnd tastete er sich hoch. Da hörte er einen Pfiff.

„Die Hauptstädter!“

Wieder fielen sie über Szanepel her und rissen ihm die Hose herunter.

Er war jetzt weniger verängstigt; lange konnte es nun nicht mehr dauern; was kommt, wird bloß ein Zusatz sein. Er stöhnte nicht, überließ sich ihnen weich, ergeben. Dann durfte er aufstehn. Er blickte nicht auf seinen Bauch. Ging zum Zaun, wo er seine Kleider zurückgelassen hatte.

Hinter seinem Rücken wurde noch immer nicht gelacht. Er wollte sich anziehn.

„Kacor kommt!“

Bagó zischelte: „Hab ich euch nicht gesagt, die schenken uns keine Stunde! Hab's doch gesagt, wir schieben es auf!“

Der Turnlehrer kam — er kam nicht allein.

Der Direktor war mit.

Die Jungen erbleichten, und Szanepel warf sich in Positur.

Diesmal wird also alles an ihm liegen. Wenn sein Hemd nur zufällig ein wenig hochrutscht... Das kann er nicht tun.

Mit Lehrern ist nicht gut Kirschen essen.

Er schwitzte sich durch die Turnstunde, achtete auf jede seiner Bewegungen, damit das Hemd nicht zufällig über seinen Bauch hinaufrutsche... Und trotzdem reizte es ihn, auch die anderen seinen Kampf merken zu lassen: vielleicht trifft er endlich das Richtige und sie akzeptieren ihn. Wenn es aber auch diesmal mißlingt, dann wird er ihnen niemals, aber wirklich niemals nahekommen. Er spürte einen bitteren Geschmack im Mund. Er ahnte die schreiende Ungerechtigkeit, die verdächtige Lüge, die in dieser Angelegenheit steckte; er wußte nicht, wofür er büßen mußte, warum er sich den Jungen auf diese Art nähern mußte. Was hatte er denn bisher verkehrt gemacht? Er war dick, das war alles.

Vielelleicht würden sie ihn selbst nach dieser Geschichte nicht als ihresgleichen anerkennen, überlegte Szanepel, ihn im besten Fall dulden, hinnehmen, aber niemals mit ihm sprechen, wie mit Szecska oder mit Banyó. Lieber wäre er ein Dieb gewesen wie Banyó.

„Klau nicht, Banyó, laß die Finger davon Alter!“ Sie klopfen ihm auf die Schulter, kneifen ihm in die Wange, reden ihm freundschaftlich zu, als wären sie ein Leib und eine Seele. Ja sogar die Hand geben sie sich anders, wenn auch hastig, so doch anders, wie Gleichgestellte, ohne viel Umstände, als wollten sie sich stützen, und auch ihr „Servus“ ist anders: als glühte in der Tiefe ihrer Seele eine Geheimmarke, als klappten sie, auf Detektivart, bei jeder Begegnung den Revers ihrer Seele hoch und lächelten einander zu: sie sind Vertraute, Eingeweihte. Gut wäre es, könnte auch Szanepel jemanden in seine Seele blicken lassen.

Immer müder überlegte er, daß sie ihn niemals als Ihresgleichen betrachten würden. Doch auch auf die Seite der Lehrer konnte er sich nicht ohne weiteres schlagen, die Klasse hätte ihn wie einen Judas angespuckt; die Lehrer hingegen, selbst wenn sie es nicht zeigen, verachteten in der Tiefe ihrer Seele einen Spitzel genauso wie die Jungen. Plötzlich blieb jemand neben ihm stehen. Szanepel erschrak heftig. Jemand zog sein Hemd hoch, seine Hose wurde bis zu den Knien heruntergerissen.

„Was ist das...?“

Kacor zerrt Szanepels Hemd noch höher, mit einem kurzen Seitenblick sieht der Junge gerade noch, daß seine Kollegen am liebsten kehrtmachen und miteinander flüstern würden.

Auch der Direktor tritt hinzu.

„Was hat das Gekritzeln zu bedeuten? Kleiner Trottel...“

Er sagte es freundlich.

„Was ist das?”

Szanepel blickt an sich hinunter. In seinem Gesicht blitzt Schuldbewußtsein auf.

„Die Karte Europas...”

„Womit?” fragt Kacor und betastet den Bauch des Jungen, sein Finger fährt über die Haut, behutsam, weich...

„Mit Tintenstift.”

Da neigt sich der Direktor tiefer über Szanepels Bauch, rückt seine Brille zurecht und betrachtet gelassen die Karte.

„Wer war dieser Kogutowicz Manó? Wer hat das gemalt?”

Totenstille. Im Glanz des Mittags sieht man ein Sandkorn fallen.

Bagó tritt vor.

„Weshalb hast du das gemacht?”

Szanepels Kehle ist trocken. Der Direktor unterrichtet schließlich Erdkunde.

„Herr Direktor, es war so, wir haben mit Bagó gewettet, er hat gesagt, er könne Europa aus dem Gedächtnis zeichnen, und ich hab gesagt, er kann es nicht.”

„Warum habt ihr nicht in den Sand gezeichnet?”

„Dort kann man es nicht genau erkennen, Herr Direktor. Also hab ich meinen Bauch zur Verfügung gestellt, es war kein Papier da, unsere Schulmappen sind oben in der Klasse, darum habe ich meinen Bauch angeboten, wissen Sie, meiner...ist geeigneter.”

„Geeigneter? Im Vertrauen gesagt, der geeignete!” Alle grinsten.

Plötzlich beugte sich der Direktor ganz tief über die Karte, und sein Gesicht verfinsterte sich.

„Kommt mal alle her, einer nach dem andern. Genau hinsehn! Was bemerkt ihr?”

Szanepel stand da, den Bauch vorgewölbt, wie bei einer Musterung.

Sie kamen einzeln heran, beugten sich mit tiefster Miene hinab, dann traten sie weg.

Keiner hatte etwas entdeckt.

Am Ohr zog der Direktor Bagó näher.

„Seit wann liegt denn Lissabon in Spanien?“

Die Ohrfeige war nicht stark, aber sie knallte.

„Du bist nicht schuld“, sagte der Direktor zu Szanepel, „aus diesem Blickwinkel konntest du's gar nicht sehen.“

„Euch laß ich sitzen. Erdkunde will gelernt sein! Zumindest Europa, ihr kleinen Dummköpfe, zumindest Europa!“

Stumm trotteten sie heimwärts.

„Hast gut gelogen“, sagte Szecska.

„Bist ein heller Kopf. Wenn dieser dämliche Bagó auf der Hut gewesen wäre, wären wir jetzt fein raus“, sagte Bányó.

„Blöd seid ihr, blöd“, vor Wut schlug Bagó seine Tasche gegen die Mauern, „auf einem Bauch, wie dem von Szanepel, wer kann da genaue Landkarten zeichnen? Die Landkarte, die auf Szanepels Bauch zu erkennen ist, die freß ich. Habt ihr's nicht gesehen? Der hat lauter Dünen drauf.“

Sie lachten, lachten über das von Bagó Gesagte. Lachten aus vollem Hals, freundschaftlich. Alle vom gleichen Schlag. Unter andern Umständen wäre dieser Jux Szanepel kaum nahegegangen. Jetzt hingen zog er seinen Nacken ein und trottete schweigend weiter: in der sonnigen Gasse schaukelte sein unförmiger, dicker Körper neben den langaufgeschossenen Schatten der anderen, er hätte Lust gehabt, etwas zu sagen, präzise und genau wie Lehrer Jakab, aber er konnte nicht, er fühlte einzig und allein, daß er mit diesen da niemals unter einer Decke stecken würde, nie würde er ihnen ähneln

wollen, auch wenn sie stark, auch wenn sie Akrobaten wären, weil sie ihm fremd sind, seltsame Tiere von tiefer Wildheit, und seine verwundbare Seele würde im Schmerz der Versuche verbrennen, in alle Ewigkeit.

Er ging geradewegs ins Badezimmer, schloß sich ein, und bevor er sie noch abgewaschen hätte, starrte er vor dem Spiegel lange auf die Karte Europas.

1967

Flaschen

Im Winter des vergangenen Jahres gab es schwere Schneestürme; keiner hielt lange an: zwei, drei wüste Tage, an denen alles in Schnee und Eis unterging, und danach eine Woche mit strahlender Wintersonne. So war der ganze Dezember, bis dann zu Neujahr der Tanz losging. Unmengen von Schnee und Eis stürzten auf die Stadt, auf Häuser, Gärten, stöhnend duckte sich alles unter dieser Last.

Bei dem Untermieter Zsoldos hatte sich das Eis zwei Finger dick an den Fenstern angesetzt. Er hatte eines seiner Leintücher in Streifen gerissen und die Fenster abgedichtet, um sich gegen den hereinheulenden Wind abzuschirmen. Die Türritzen verstopfte er mit alten Zeitungen. So hatte er das Gefühl einer völligen Abgeschiedenheit.

Das viereckige Loch, das er mit seinem Taschenmesser in das Eis der Fensterscheibe geschnitten hatte, nannte er für sich spaßhalber „Weltanschauung“.

„Es will nicht nachlassen, will nicht nachlassen...“ brummte er, sooft er hinausblickte, und jedesmal war er vom Anblick, der sich ihm bot, entsetzt. Auf den Hausdächern lag eineinhalb Meter hoher Schnee. Im Hof stemmte sich die weiße, rebelli sche Masse gegen die Parterrefenster.

Er war froh, nicht ins Büro zu müssen. Zsoldos hatte mit einem Kollegen getauscht: Sommerurlaub im Winter.

„Trotzdem muß ich einen Entschluß fassen“, murmelte er vor sich hin und packte sich warm ein: mit Schal und Pelzmütze sah er aus wie ein bleicher Amundsen. Langsam stieg er aus seiner Dachstube die knarrende Holztreppe hinunter, doch erst als er die Tür zum Hof erreichte, überfiel ihn tiefer Schreck. Im Treppenaufgang auf der Hofseite lagen mindestens zwanzig Zentimeter Schnee: der Wind hatte ihn durch die Spalten hereingeblasen. Das Herz schlug Zsoldos bis zum Hals: Was wird da erst draußen los sein.

Er drückte die Klinke nieder, dann versuchte er die Tür aufzustoßen. Die Tür gab nicht nach. Er stemmte sich mit ganzer Kraft dagegen, doch er spürte, daß seine Anstrengung vergeblich war.

Er trat etwas zurück und warf sich mit der Schulter gegen die Tür. Ein kurzes Knarren, und die Tür öffnete sich handbreit. Zsoldos war von dem, was er sah, so überrascht, daß er zurückfuhr. Mit einer solchen Schneemasse hatte er trotz allem nicht gerechnet. Er klopfe beim Hausmeister an und verlangte eine Schaufel. Der Alte sah ihn an, als wäre er eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

„Sie wollen Schnee schippen, Herr Zsoldos? Diese Menge Schnee?“ Doch er gab ihm die Schaufel.

Zsoldos stand da, die Schaufel in der Hand, und war sehr verwirrt. Die Schaufel ließ sich nicht durch den Türspalt schieben, jedenfalls nicht so weit, um mit ihr arbeiten zu können. Er warf sich erneut gegen die Tür: endlich war der Spalt so groß, daß er die Schaufel gebrauchen könnte. Aber wohin mit dem Schnee? Er ließ sich nur in Verlängerung des Türspalts aufhäufen, damit war allerdings nichts getan, denn dann würde er gleich wieder vor dem bereits weggeräumten Schnee stehen. Solange die Tür nicht aufzukriegen war, beschloß er, würde er

die ersten Schuppen Schnee in den Treppenaufgang werfen. Das tat er auch. Er achtete auf gleichmäßige Schneeverteilung und war bemüht, Haufenbildung zu vermeiden.

Die Handschuhe behinderten ihn, er konnte den Schaufelstiel nicht fest anpacken; also steckte er sie in die Tasche und schippte mit bloßen Händen weiter. Er kam ins Schwitzen, hängte seinen Schal ans Treppengeländer, später entledigte er sich auch des Mantels.

Endlich war die Tür sperrangelweit offen!

Hochrot und keuchend blickte er mit einem Anflug von Triumph in das Weiß. Das andere Hofende schien jedoch so weit, daß sein Mut auf der Stelle schwand. Bis ich dort bin, ist meine Hose — er schloß die Tür wieder. Die Schaufel gab er nicht zurück, sondern lehnte sie in eine Ecke.

Was mach ich jetzt?

Er läutete bei der Wirtin.

Verlegen.

„Meine Gnädigste, über den Hof kann man nicht gehen.“

„Ja, ich weiß. Was für ein Unwetter, Herr Zsoldos, so was hab ich mein Lebtag nicht gesehn!“

Zsoldos trat von einem Fuß auf den andern. Daß diese Frau auch nichts begreift! Ist es so schwer, zu begreifen? Als Wirtin sollte sie doch wissen, daß er keine Toilette hat und normalerweise den Abort im Hof benutzt. Warum gestattet sie es ihm jetzt nicht?

Er konnte nicht mehr.

„Gnädigste, ich möchte Ihre Toilette benützen.“

„Oh“, sagte die Frau, und selbst in seiner momentanen Verfassung fühlte Zsoldos, daß dieser

Ausruf eher überrascht als herzlich, eher spöttisch als entgegenkommend klang.

Beim Herauskommen war er schon wieder verlegen, er wußte nicht, ob es nicht lächerlich ist, sich zu bedanken, andererseits aber, was die Wirtin sagen wird, vorausgesetzt, daß er sich nicht bedankt. Er murmelte etwas, und als er zur Tür hinaus war, stand es für ihn fest: her kommt er nicht wieder, es sei denn, er bezahlt die Miete.

Er ging in sein Zimmer hinauf und streckte sich aufs Bett. Zum Lesen hatte er keine Lust, essen aber mußte er etwas; dabei fiel ihm ein, daß es nicht gut ist, zu viel zu essen. Weiß der Teufel, wie lange dieser Schneesturm noch anhält, und an eine Abortbenutzung war jedenfalls in den nächsten zwei, drei Tagen nicht zu denken.

Stundenlang hatte er so auf dem Bett gelegen, da brach er plötzlich in kalten Schweiß aus: ein eisiger Strom durchfuhr seine Nierengegend, in seinen Bauchmuskeln spürte er stechende Schmerzen. Er mußte urinieren. Zähnekniirschend sah er sich um.

Nichts.

Das Zimmer war durch einen kleinen Vorhang abgeteilt, dahinter gab's eine Art Küche. Seit einem halben Jahr stapelten sich dort Wein-, Schnaps- und Mineralwasserflaschen. Als erstes fiel ihm eine Halbliterflasche in die Hand.

Sie reichte gerade aus.

Fast wunderte er sich, daß ihm ausgerechnet diese Flasche als erste in die Hand gefallen war und sie gerade ausgereicht hatte.

Er beruhigte sich. Das wäre also gelöst. Flaschen gibt es hier. Die andere Sache wird sich vielleicht aufschieben lassen, und nur wenn alle Stricke reißen, wird er reihum sämtliche Einwohner aufsu-

chen, um keinen von ihnen übermäßig oft zu belästigen.

Er aß eine Kleinigkeit, ohne sonderlichen Appetit, und beschloß, sich die Sache zu überlegen.

Das Beste wäre, auf niemanden angewiesen zu sein — ging es ihm plötzlich durch den Kopf —, aber ist das überhaupt möglich? Alles zu haben und dazu alles im gleichen Zimmer, um bei niemandem und um nichts anklopfen zu müssen? Aus dem Eigenen zu leben, für andere. Gewiß, das wäre schön, doch ist das nichts für einen Beamten.

„Wenn ich mir's genau überlege, habe ich jetzt Urlaub“, brummte er und versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, wenn er alles als Spiel auffaßte, alles, was ist und was nicht ist, Gott und die Welt, also wenn er all das *mit einem kleinen Lächeln* betrachtete.

„Ich mache mich jetzt ans Schneeschaufeln.“

Wieder stieg er die knarrende Treppe hinunter und nahm die Schaufel.

So arbeitete er fast eine halbe Stunde: Er wollte einen regelrechten Weg herausschneiden, *einen menschenwürdigen Weg durch den Schnee* — quer durch den Hof bis in den entlegensten Winkel.

Ist der Weg durch den Schnee einmal fertig, so wird er zwischen den zwei weißen Wänden durchgehen können, und alle Hausbewohner werden das sehen.

In dieser Nacht schließt er wie ein Sack.

Selbst sein Traum war verschneit: auch da schippte er einen Weg, auch da durch den Schnee, bis schließlich die Katze des Hausmeisters maunzend zum Vorschein kam, weil eine Schneeladung auf sie gefallen war. Er zog das arme Katzenvieh am Schwanz aus dem Schnee, und es sprach mit menschlicher Stimme zu ihm: Schaufelst du einen Weg? Was erwartet dich an seinem Ende? Das

Bedürfnis. Du schaufelst den Weg, um einem Mangel abzuhelfen...

„Alles Märchen, was ich da geträumt hab, regelrechte Fabeln“, sagte er sich im Morgengrauen und ging wieder hinunter, Schnee schaufeln.

Man konnte geradezu sehen, wie der Weg wuchs.

Oben empfing ihn wohltuende Wärme: kräftig blies er sich in die Hände; wie ein Kutscher. Auch das war ihm jetzt angenehm, und er aß wieder eine Kleinigkeit.

Dann trat er zu den Flaschen.

Erst als er fertig war, merkte er, daß es eine Dreiviertelliterflasche war: eine Weinflasche. Auch diese war voll geworden.

Sie hatte genau für die Menge gereicht, die in ihm gewesen war.

Dieser Tag verlief vollkommen ereignislos.

Am Abend legte er sich beklommen nieder; morgen würde er wieder bei einem der Mieter anklopfen müssen.

Draußen tobte das Schneegestöber weiter. Die ganze Nacht über wehte ein eisiger Nordwind, zuweilen schneite es ein wenig, man hatte den Eindruck, der Himmel hätte sich verausgabt, denn das Flockentreiben wurde immer schütterer. Nur der Wind gab den Kampf nicht auf.

In der Früh klopfte er beim Hausmeister an, der sich als viel gastfreundlicher erwies als alle andern.
„Sooft Sie wollen. Bei dem Unwetter.“

Seine Hand fuhr über den Schaufelstiel, er öffnete wieder die Tür. Erfreut stellte er fest, daß der Sturm seine Arbeit nicht zerstört hatte: nur an einigen Stellen hatte der Wind ein, zwei Schaufeln Pulverschnee verweht, und an der Sohle des Wegs glitzerte er drei Finger dick: das nächtliche Werk des Himmels. Er arbeitete geräuschlos, das Schau-

feln machte ihm Spaß. Er mochte etwa zehn, zwölf Meter vorangekommen sein, und wie ihm schien, lag noch ebensoviel vor ihm. Immerhin war schon der halbe Weg bewältigt. Das beruhigte ihn.

„Also, du nikotinverpestete Bürolunge, jetzt kannst du dich richtig auslüften!“ sagte er gutgelaunt und schleuderte weit ausholend eine Schaufel voll irgendwohin in das flimmernde Schneemeer.

In die Wärme seines Zimmers zurückgekehrt, wurde er plötzlich von Angst gepackt: die Flaschen!

Heute fiel ihm eine Literflasche in die Hand, auch diese wurde voll bis zum Hals.

Er fand es mehr als sonderbar, daß er jedesmal genausoviel Wasser abschlug, wie die Flasche faßte. Das war unerhört. Sollte im Menschen, in seiner tiefsten Tiefe, eine Fähigkeit vorhanden sein, die anzuseigen imstande war, wie weit die Decke reicht, wie weit der Mensch sich strecken darf? Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln. Ihm fiel die Geschichte ein, die sein Vater immer erzählt hatte, der Schweinstall war klein, das Schwein wurde fett, man konnte es nicht herauskriegen, der Stall mußte auseinandergenommen werden, und du lieber Gott: das Schwein war würfelförmig! Damals hatte er gelacht. Warum überkommt ihn jetzt eine solche Trauer, wenn er an die Flaschen denkt. Angewidert blickte er auf die in Reih und Glied stehenden Flaschen. Was, wenn erst dieses große Gurkenglas drankommt? Würde das auch randvoll werden?

Er hatte Lust, es schon am nächsten Tag oder noch in dieser Nacht auszuprobieren, brachte aber den Mut dazu nicht auf, er wußte selbst nicht warum.

Anderntags beschloß er, die Arbeit zu beschleunigen. Er schippte länger und schneller: der geplante Weg sollte endlich fertig werden.

Wenn mich nicht alles täuscht, so ist dies die erste Sache, die von Anfang bis Ende von mir gemacht wird.

Der ausgehobene Wegabschnitt beschäftigte ihn den ganzen Tag. Sobald er sich ausstreckte und zur Decke blickte, hatte er auch dort den durch den Schnee geschaufelten Weg vor sich. Er war entspannt, erfüllt von friedlicher, wohltuender Feierabendstimmung. Das Ziel hatte er längst vergessen: der Weg war nicht mehr jener Weg, an dessen Ende sein Bedürfnis aufhörte zu existieren.

Nur das Gurkenglas mißstimmte ihn. Der Tag, wo auch dies dran wäre, würde bald da sein. Er schlief ein.

Der Hausmeister kam zu ihm herauf.

Zsoldos hatte gerade noch Zeit, mit einem Ruck den Vorhang zuzuziehen, um die Flaschen zu verbergen.

„Immer muß man etwas verstecken“, brummte er, während er die Tür öffnete.

Mit strenger Miene trat der Hausmeister ein.

„Was ist das da für ein Geruch?“ fragte er scharf, als eröffne er eine Untersuchung.

Zsoldos' Herz krampfte sich zusammen.

„Was wünschen Sie?“

Der Hausmeister blieb hart.

„Wie aus den von den Mietern eingesammelten Erklärungen hervorgeht“, sagte er mit offizieller Schroffheit, „sind Sie, Herr Zsoldos, einzige und allein in der Lage, nachweisen zu können, wo Sie Ihre Blase entleeren. Wir haben den Verdacht“, fuhr der Hausmeister fort, „daß Sie in unsere Klosette nicht pissen. Wo, Herr Zsoldos, pissem Sie?“

Zsoldos' Herz schlug bis zum Hals.

„In der Tat, wo pisste ich?“ Er spielte zunächst den Verlegenen, dann aber lief sein Gesicht hochrot

an, und er trat angriffslustig vor: „In meinem Zimmer — in meine Flaschen.“ Schwungvoll zog er den Vorhang zur Seite.

Der Hausmeister trat an jede der Flaschen heran, roch daran und nickte jedesmal bedeutungsvoll:

„Ich werde es den Mietern melden, damit sie sich beruhigen. Demnach pissem auch Sie.“

Soso, dachte Zsoldos, daher also weht der Wind: man hat ihn für einen Hexerich gehalten, der seine Notdurft durch Zauberei erledigt.

Lange noch mußte er in sich hineinlachen, ein nervöses, aber gelöstes Lachen: „Edgar Zsoldos, außerordentlicher, bevollmächtigter und akkreditierter Hexenmeister.“

Ein Klopfen weckte ihn.

Er warf seinen Hausrock über und rief: „Wer ist da?“

„Der Hausmeister.“

Zsoldos, an der Schwelle zwischen Traum und Erwachen, wußte nicht gleich, was los war. Wenn das eben ein Traum war, was sucht dann der Hausmeister hier? Wenn nicht, dann ist er aus irgendeinem Grund zurückgekommen.

Das Gesicht des Alten war sanft.

Er wird mittlerweile mit den Mietern gesprochen haben, und ich bin rehabilitiert, überlegte Zsoldos.

Der Alte trat von einem Fuß auf den andern.

Er weiß nicht, wie er seine Entschuldigung vorbringen soll, dachte Zsoldos.

Schließlich preßte der Alte hervor:

„Herr Zsoldos, zu mir können Sie täglich auch öfter runterkommen, wissen Sie, wir haben das mit meiner Frau besprochen. Sie hat 'ne schwache Niere und versteht Sie...“

Zsoldos war starr vor Staunen. Der Alte war längst weg, und er stand noch immer wie versteinert da.

Wie unfreundlich war er eben noch gewesen, und wie freundlich ist er jetzt. Nein, ich will auf niemand angewiesen sein. Ich schaufle mir meinen eigenen Weg durch den Schnee und genieße meine Unabhängigkeit.

An jenem Tag arbeitete er nahezu zwei Stunden. Dann ging er in sein Zimmer hinauf und langte sich zum erstenmal, seitdem er im Urlaub war, ein Buch vom Regal.

STETS LERNEN DIE MENSCHEN JENE NEUEN SACHEN, DIE SIE IN DER TIEFE IHRER SEELE IRGENDEINMAL IRGENDWO ERLEBT HABEN ODER LÄNGST WUSSTEN.

Die ersten Zeilen brachten ihm keinen Trost, und er nahm sich vor, den Weg am nächsten Tag auf Biegen oder Brechen fertig zu schaufeln.

Lange konnte er nicht einschlafen. Von Zeit zu Zeit blickte er durch die „Weltanschauung“ hinaus: der Himmel war ruhig, kein Sturm im Anzug.

Sobald Urlaub und Schneegestöber vorüber sind, müßte ich versuchen, Zsuzsi wieder anzuwärmen.

Tagelang hatte er nicht an Zsuzsi gedacht. Sein Körper begehrte keine Frau, und seine Seele war mit dem ungeheuren, weißen Schnee beschäftigt.

Morgen wird er auch die letzten weißen Meter durchstoßen. Dann wird der durch den Schnee geschaufelte Weg schnurgerade vor ihm liegen: er durchschneidet den Schnee in der Diagonale, er teilt den Schnee, diese riesige unberührte Masse, die das ganze Haus lahmgelegt hat.

Als er am Morgen erwachte, stieß er einen lauten Pfiff aus: von seinem Urlaub waren noch alles in allem vier Tage übrig. Um so dringender war die Sache. Zumindest ein, zwei Tage genießen können!

Heute halte ich mich den ganzen Vormittag dran!

Mit leichten, fast spielerischen Bewegungen schippte er.

Als er eine Pause einschob, konnte er sich zum erstenmal am untersten Ansatz der Schneewand ausruhen.

’Wie war’s? Wie war der Urlaub?’ werden in drei Tagen die Kollegen fragen.

’Vielen Dank, herrlich’, wird er antworten.

’Heben wir einen’, wird Szoltai vorschlagen.

Im Wirtshaus wird man ihnen Wein und Gläser bringen. Hinter der Theke lauter Flaschen. Und viele werden dabei sein, Szoltai, Kovács, Ráduly, alle Kollegen. Und keiner wird wissen, warum er laut auflacht, sooft einer ruft: „Noch eine Flasche!“

Denn bis dahin wird sich alles ins Gemütliche gekehrt haben, und die strahlende Wintersonne wird wieder scheinen. Zsoldos ertappte sich, daß er blinzelte.

Sieh mal, die Sonne scheint! Zunächst freute er sich, dann wurde er ungehalten. Neidisch. Kannst dir dieses Scheinen schenken, wenn dir bisher nichts daran gelegen ist. Hast du mir bis jetzt nicht geholfen, dann laß es auch jetzt sein.

Er legte sich hart ins Zeug. Mantel, Pullover, alles warf er ab, zuletzt arbeitete er im Hemd, mit bloßem Kopf.

Er blinzelte in die Sonne, sie sollte ihm nicht zuvorkommen. Alles, nur keine Schmelze, ich will einen schönen weißen Weg und so viel Schnee wie zu Beginn.

Zum erstenmal nach so langer Zeit konnte er das Schöne um sich herum wieder wahrnehmen, zum Teufel mit den Hausbewohnern, denn er ist nun mal so, was er sich in den Kopf setzt, das bringt er auch fertig.

Pump dich voll, alte Nikotinlunge! Vor seinen Augen sprühte lauter Pulverschnee. Längst ahnte

er, daß sie ihm von den Fenstern der Hofseite aus zusahen. Zum erstenmal hatte er es vor drei Tagen gemerkt. Meinetwegen! Dann sehen sie wenigstens, daß es einen gibt, daß es zumindest einen gibt... Es wohnen so viele in dem Haus, und keinem ist es auch nur in den Sinn gekommen, ihm zu helfen. Zugegeben, er wollte das auch nicht, wollte keinen neben sich haben. Für sich allein wollte er diesen Weg, diesen weißen Weg. Und ebensowenig läßt sich bestreiten, daß er *ihn am nötigsten hatte*. Es ging nicht nur darum, daß er den Mietern nicht zur Last fallen wollte. Nicht allein darum! Wer aber könnte sagen, worum es eigentlich ging? Der „Auftrag“ dazu war ihm sogar mit Unterschrift von anderswo zugestellt worden. Alles war nichts als Fortsetzung. Doch dieser Schnee hatte ihn verzaubert: unbefleckt war er gekommen, von keines Menschen Hand berührt. Und er war es, der ihn entdeckt hatte, und er war es, der entdeckt hatte, daß man einen Weg durch ihn schaufeln könnte.

Er arbeitete immer schwungvoller, obwohl er müde war.

Das mit den Flaschen wird ein Gegröl geben!

Ich hatte Momente, da jagten sie mir geradezu Angst ein.

Ein Mensch, der in einem dunkeln Zimmer lebt, wird von den Gegenständen in Bann gehalten. Allein das Gurkenglas wird nicht an die Reihe kommen. Ich werde nie erfahren können, ob es sich tatsächlich so verhält, wie ich vermutet habe.

Die Sonne blitzte, der Schnee fiel leicht. Zsoldos konnte vor lauter Weiß beinahe nichts mehr erkennen. Sie sehen mich, sie stehen an ihren Fenstern, sie schauen zu, bei dieser Sonne ist jeder scharf darauf, etwas zu sehen, na ja, bei dem Schneesturm aber...

Weit holte er mit der Schaufel aus: ein knapper Meter, und ich bin durch, und der Weg ist fertig!

Wenn ich's recht bedenke, habe ich Urlaub...

Die Last war weich, es schmerzte nur, daß sie von oben kam.

Sie schreien, dachte er. Jetzt schreien sie auch noch.

Das ganze Haus lief zusammen, allen voran der Hausmeister: der Schaufelstiel ragte hoch aus dem Schnee.

Hysterisch begann die Menge mit Händen und Füßen in der riesigen Schneemasse zu scharren, die vom Hausdach gefallen war.

„So eine Barbarei, einen Menschen zu verurteilen, in Bierflaschen zu urinieren“, sagte ein Lehrer.

Der Hausmeister trug die Schaufel ins Haus, stellte sie in eine Ecke und verschloß die Tür.

1965

Meinungsforschung

Ich bin der große Schauspieler der kleinen Stadt. Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, was das eigentlich bedeutet? Auf keinen Fall nur soviel, daß ich bekannt bin wie ein scheckiger Hund, daß die Kellner mir zulächeln, als wollten sie mir zu verstehen geben, sie hätten mich im gestrigen Stück gesehen, daß das Orchester meine Lieblingsmelodien kennt, daß sie meine Krawatten kennen, meine Anzüge, meine Frauen, meine Frau, meine Verwandten, Hirn natürlich ohne Ei (so mag ich's), daß sie mir in den Mund schauen, begierig auf meine Zähne, in den Magen, ob ich eigentlich einen Dünndarm habe und wie er funktioniert, daß sie meine Träume belauern, daß sie in meine Lektüre, in mein Bett, in mein Gehirn, daß sie in alles hineinschauen, was ich für mich behalten möchte. Nein, der große Schauspieler der kleinen Stadt zu sein, bedeutet nicht nur das. Es bedeutet viel mehr. Auch die Umkehrung.

Gott und die Welt muß ich kennen, die Kellner, die mich anlächeln, ich muß wissen, daß sie mich im gestrigen Stück gesehen haben, und auch zu schätzen wissen, wer welche meiner Krawatten kennt, wer welchen meiner Anzüge kennt und welcher unter ihnen welche meiner Lieblingsmelodien auswendig kennt und wer wessen Verwandter ist und wer welches Musikstück bevorzugt, wer dessen Mutter ist, dessen Geliebte, dessen Frau, Kind

und Kegel und alles übrige, wie sein Bett ist, wie sein Gehirn, seine Bücher, seine Religion und sein Glauben, ich muß vor allem im Sinn behalten, wann wir uns zum letztenmal begegnet sind, unter welchen Umständen, wer zugegen war und welche Farbe der Wein hatte, es versteht sich, daß ich selbst die Farbe des Weins nicht vergessen darf. „Ja, ja, als wir diesen Rotwein getrunken haben...“

Aber ich beklage mich nicht. Sie lieben mich. Ich liebe sie, obwohl... Sie lieben mich, obwohl... Beklagen kann ich mich trotzdem nicht. Von Anfang an lag es an mir zu entscheiden, ob ich der große Schauspieler der kleinen Stadt sein will oder aber der kleine Schauspieler der großen Stadt. Ich habe mich entschieden. Einen Grund zur Klage gibt es demnach nicht. Ich ertrage den Schein der Größe, den *Schein* überhaupt. Ich akzeptiere, was ist; ich muß es akzeptieren, wo ich doch die Hälfte meiner Existenz auf die Bühne zu werfen willens gewesen bin. Ich bin wirklich kein schlechter Schauspieler. Ich könnte auch ein besserer sein, doch würde man das hier sowieso nicht würdigen können. Dabei möchte ich betonen: Ich unterschätze sie nicht (ganz im Gegenteil), diese Stadt, die mir das Brot gibt und zugleich Ekel einflößt. Ich meine, Dilemmas dieser Art sind nun einmal Teile der Achse des Menschen. *Brot und Ekel*: wiewohl ich den Ekel möglicherweise auch selbst verschuldet habe; *sie könnten bessere Menschen sein*, wie ich ein besserer Schauspieler sein könnte. Die Verantwortung ist geteilt. Also dürfen Sie sich auch nicht darüber wundern, daß ich von Zeit zu Zeit neue Bewunderer finde. Mit der Jugend wachsen auch die Bewunderer nach.

Ich bin kein junger Mann, ich habe meine Erfahrung, und in bezug auf das schöne Geschlecht kann mein Leben nicht unbedingt als erfolglos be-

zeichnet werden. Jedenfalls halte ich die Fahne empor: sogar heute noch drehen sich Jüngere nach mir um. Mein Äußeres bewahrt bis auf weiteres die immergrünen Züge der Jugend. Wer mich mit Kennerblick ansieht, sagt: ein gelungenes Human-exemplar.

Soviel müssen Sie über mich wissen. Ich betone das nur deshalb, damit Sie die tragischste Begegnung meines Lebens begreifen können, eine Begegnung mit jemandem, dem ich weder im Traum noch im Wachzustand jemals wieder begegnen möchte.

Am liebsten würde ich über diese Begegnung niemals sprechen wollen. Nicht sprechen wollen, wie ich auch über meine Jugendsünden nicht gerne spreche, noch über das Entsetzen, den Ekel oder das Grauen in meinem Leben. Und trotzdem füge ich mich dem Gesetz der Ohnmacht: ich vermag es nicht, darüber nicht zu sprechen. Man pflegt von so vielen Dingen zu sagen: das kann ich nicht vergessen — nichts als Stilfigur. Diese Begebenheit indes ist tatsächlich unvergänglich, beziehungsweise: man kann sie nicht vergessen, obwohl es gäten wäre, sie zu vergessen. Ich spreche darüber, weil es unmoralisch wäre, sie zu verschweigen, unmoralisch, wie alles Verschweigen unmoralisch ist, das nur der bequemen menschlichen Gleichgültigkeit dient. Ich will ihr nicht dienen, ich will nicht verschweigen.

Der junge Mann, von dem die Rede ist, folgte mir seit Monaten wie ein Schatten. Er tauchte immer dort auf, wo ich mich gerade befand, er setzte sich immer an den Tisch, der mir am nächsten stand. Natürlich haben sich schon eine Menge Leute an Tischen in meiner nächsten Nähe niedergelassen, ohne daß ich mißtrauisch geworden wäre. Er indessen tat es konsequent, ich merkte, wie sein

Blick ausdrücklich den Tisch auswählte, der sich in meiner Nähe befand.

Ich hingegen konnte meinen Blick nicht von ihm wenden, denn dieser junge Mann war kein alltäglicher Anblick.

Er war eine Mißgeburt.

Niemals wird der Begriff Mißgeburt dieser einen Mißgeburt entsprechen, von der gerade die Rede ist. Denn die einzelne Mißgeburt ist immer anders als unsere Vorstellung von der Mißgeburt. Deshalb ist mit der Feststellung allein wenig gesagt. Die Mißgeburt muß beschrieben werden, genau und mit tödlicher Sorgfalt, nicht um sie erkennen zu können, sondern um sie nicht zu vergessen.

Er war von zwerghaftem Wuchs und kaum größer als ein dreizehnjähriges Kind. Sein Rückgrat war schneckenartig verkrümmt, sein Rücken höckerig, sein schrumpfliger Kopf duckte sich tief zwischen die Schultern, was seine glatt geleckte Frisur noch mehr betonte. Er hatte Schaufelzähne, sie erinnerten an Roßzahnmais. Sein Gang war torkelnd, ich hatte anfangs immer den Eindruck, er sei betrunken.

Seine Augen (das konnte ich erst später wahrnehmen) waren grünlich, schlängelhaft wie auch seine Bewegungen: so windet sich eine Schlange, wenn sie von Hacke oder Sichel getroffen worden ist.

Sooft ich zu ihm hinsah, wandte ich meinen Blick gleich wieder ab. Man geht nicht in Gaststätten, um sich einem unangenehmen Anblick auszusetzen. Eher neigt unsere Seele in ihrer Trägheit dazu, unseren Blick von Unerfreulichem abzuwenden, nicht bloß deshalb, weil wir nicht helfen können, sondern auch deshalb, weil wir von unangenehmen Dingen am liebsten nichts wüßten. Absicht oder Zufall, jedenfalls blickte ich trotzdem

immer zu ihm hin, denn seine Nähe gab mir keine Ruhe. Und sooft ich hinsah, gewahrte ich überrascht, daß der junge Mann sozusagen niemals allein war. Entweder saß er schon mit jemandem da oder er erhob sich, falls seine Tischgesellschaft sich davongemacht hatte, zahlte und begab sich an einen anderen Tisch, wo schon etliche Personen saßen. Ihm fremde Personen, wie ich feststellte. Doch der junge Mann ließ sich nicht beirren. Er mischte sich sofort in ihr Gespräch. Niemals konnte ich hören, wovon die Rede war, denn er nahm an entfernteren Tischen Platz. Und später erst fiel mir auf, daß er, sobald er sich in meine Nähe setzte, immer allein war.

Wenn er sich bei einer neuen Gesellschaft niederließ, wurde sein Gesicht stets dreist, ja aggressiv, eine Art *fundamentale menschliche Aggressivität*, Aggressionslust, freche Angriffslust machte sich auf seinem Gesicht breit, die zeitweilig in schmerzliche Leere umschlug. Er glotzte vor sich hin, sagte kein einziges Wort, und wenn seine Tischgesellschaft (Neunzehn-, Zwanzigjährige) sich davonmachte, blickte er wieder auf, wie auf der Suche nach einem Gegner (auch das bemerkte ich: seine Tischgesellschaft machte sich stets davon wie ein geschlagener Gegner vom Kriegsschauplatz), und sobald er für sich einen neuen Tisch ausgespäht hatte, wechselte er blitzschnell hinüber, wie bei einem Überfall. Tatsächlich war in dieser Bewegung etwas von Strategie, er lauerte mit der Miene eines Spions zum anderen Tisch hinüber, zahlte, als wäre er aufbruchbereit, um sich dann ebenso unerwartet zwischen die anderen fallen zu lassen. Ich registrierte ihren verblüfften Blick, konnte aber auch feststellen, daß seine Anwesenheit ihre Betroffenheit auf der Stelle zerschlug und er die neue und fremde Gesellschaft sofort in seinen

Bann zog. Ich merkte: alle fürchteten ihn. Gewalttätig setzte er sich unter die wildfremden Menschen, als würde er sagen: IHR MÜSST MICH ERTRAGEN, ES IST MENSCHENPFLICHT, MICH ZU ERTRAGEN, ES IST DIES DAS ELEMENTARE MASS EURER MENSCHLICHKEIT. Auch Drohung war in seiner Anwesenheit: Wagt es ja nicht, mich hier allein zu lassen, sonst verfluche ich euch. Auch Herausforderung: Ein Mann von Geist setzt sich über mein Äußeres hinweg, an mir wird die formlose Wahrheit gemessen. Jeder seiner Blicke war pure Aggressivität, pure Herausforderung, die allgemeine Herausforderung an die Trägheit der Seele. Ich übertreibe in keiner Weise, wenn ich sage, daß seine Anwesenheit in dem Lokal Terror bedeutete. Nicht irgendeinen Terror: es war die Erpressung des uns auferlegten, anerzogenen menschlichen Anstands, eben darum erschien er mir unerträglich. Wenn er Krach geschlagen, sich anstößig benommen, wenn er gebrüllt oder auf den Tisch geschlagen hätte, wäre er zum Gegenstand meiner Antipathie geworden, so hingegen konnte ich seine Anwesenheit an einem Ort nicht verbieten, wo jeder sich aufzuhalten berechtigt ist, der zahlt. Ich kann ihn nicht vor die Türe setzen, ich kann ihn aus jenem Paradies nicht vertreiben, auf das jedermann ein Recht — ein von den Kellnern durch die Rechnung bescheinigtes Recht hat, im Einklang mit unser aller Gleichheit vor dem Konsum. Ich merkte, er rechnete damit, daß nie jemand sich das Recht herausnehmen könne, seine Anwesenheit in Blickweite zu verbieten. In unserem Bewußtsein hatte auch er seinen Platz: wenn auch nicht in unseren Herzen, in unserem Bewußtsein jedenfalls nahm er den ihm im Raum gebührenden Platz ein.

Tag für Tag lungerte er um mich herum, immer häufiger schielte er nach mir: in solchen Augenblicken durchzuckte es mich. Ich ahnte, daß eines Tages die Reihe an mir sein würde, daß mein Tisch eines Tages keine Ausnahme mehr bilden würde; ich wußte bloß nicht, worauf er wartete und was ihn abgehalten hatte, es bis jetzt zu tun.

Es gab Abende, an denen es mir durch den Kopf ging, daß es gut wäre, sich zu wappnen. Ich malte mir aus, worüber wir sprechen würden, und war schon nahe daran, das Mienenspiel höflicher Menschlichkeit vor dem Spiegel zu exerzieren. Zuweilen — ich lüge nicht! — kam es auch vor, daß ich vor Betreten des Lokals durch den Vorhangspalt hineinlugte, ob er da ist, und nur wenn er nicht da war, ging ich hinein. Sobald er sich einfand, war ich bemüht, ohne Aufsehen sofort zu zahlen und mich zu entfernen. Es kam sogar vor, daß ich seinetwegen meinen Wein stehlenließ.

Mein ganzes Bewußtsein geriet in Panik. Ich hatte die böse Vorahnung: Er wird mich vor irgend eine tragische Tatsache, vor irgendein böses Dilemma stellen, aus dem es keinen Ausweg gibt, und selbst wenn es ihn geben sollte, alle Verantwortung mir zufiele.

Manchmal wurde ich selbst von seinem Lachen aufgewühlt. Es war ein trockenes, hustenartiges Lachen, und sosehr ich auch die Ohren spitzte, nie konnte ich erfahren, worüber er lachte. Das Sonderbarste war, daß ich nicht gewagt hätte, jemanden aus der Tischrunde danach zu fragen: selbst mir wollte ich nicht eingestehen, daß mich all das interessierte.

Es gab Tage, da saß er am Tisch neben mir, starrte vor sich hin, und nur ganz selten blickte er mich plötzlich an. Dieser verstohlene Blick entsetzte mich zutiefst. Ja, ich bin auserwählt. Manch-

mal ging es mir auch durch den Kopf, daß ich mich neben ihn setzen könnte, um möglichst schnell das Schweren, die Zwangsvorstellung von der bevorstehenden Begegnung, den Leerlauf des Kennenlernens hinter mich zu bringen. Etwas in mir aber sagte: ich müßte warten, abwarten, bis er sich nähert, denn es könne nicht Zufall sein, daß er sich bis zur Stunde nicht an meinen Tisch gesetzt hat. Etwas in mir sagte: *Er verzögert es planmäßig.*

Einmal schnappte ich von irgendjemand einen halben Satz auf, aus dem hervorging, daß er neunzehn Jahre alt war, aber ich lenkte sofort meine Aufmerksamkeit auf etwas anderes: ich hatte Angst, etwas über ihn zu erfahren. Es gab Augenblicke, da ich ihn unendlich bemitleidete, die ganze Wärme meines Mitgefühls strömte ihm zu, und ich hätte gerne im Gasthaus ausgerufen: Du spendest eine Nase, du ein Bein, du einen Rücken, los, wir machen einen Menschen aus ihm.

Aber zumeist haßte ich ihn, ich hätte ihn vernichten mögen, ohne Waffe, schmerzlos, ihn in Raum, in Luft verwandeln mögen, damit er im großen Kreislauf der Materie das Sicherheitsgefühl der Körper zurückgewinne und sich von neuem, diesmal erfolgreich, zusammenfüge. Oder sich zumindest als Materie mit uns gleich fühle und uns nicht durch seine Formlosigkeit störe. Meinen Glauben nicht störe, nicht das Lächeln der Gioconda, nicht meinen Optimismus, nicht meine fundamentale Daseinsfreude, mich nicht an die Gesetze grausamer Formlosigkeit erinnere. In Ruhe sollte er mich lassen und meine Vorstellung vom Schönen nicht trüben.

Er jedoch ließ mich nicht aus den Augen. Er war da wie ein *Memento*, wie in früheren Zeiten die Schädel ehemaliger Klosterbrüder an der Wand von Mönchszellen, war da wie wildes Fleisch in

unserem Leib, wie Tierfell, wie der Krallenrest tierischer Vorfahren manchmal in unserem Fleisch.

Sooft ich als Kind einen Krüppel sah, dachte ich: Wie gut, daß ich nicht so bin. Und in meinem Seinsrausch hätte ich Lust gehabt, meinen Körper, meine Gliedmaßen zu streicheln, denn meine Eigenliebe entflammt stets am heftigsten beim Anblick von fremdem Leid.

Körperliche Gebrechen entsetzten mich über alle Maßen, und sooft mein Vater mich prügelte, zitterte ich am ganzen Leib, betrachtete ich bekommene die bläulichen Flecken: ist kein Knochen gebrochen, ist mir von den Schlägen nicht ein Buckel gewachsen?

Der Narzißmus meiner Kindheit hat mich auch während meiner Karriere nicht verlassen. Ich hatte Anwandlungen von Aberglauben: verkrüppelte Helden stellte ich auf der Bühne ungern dar, ich war stets bestrebt, Rollen zu bekommen, durch die ich der Welt meinen ganzen Körper, meine unverehrten Formen zeigen konnte.

Die Anwesenheit des mißgestaltigen jungen Mannes lenkte meine Aufmerksamkeit auf etwas, woran ich nie gedacht habe: es gibt auch diese Möglichkeit, ich hätte auch so sein können. Und woran lag es eigentlich, daß ich anders war?

Ich hatte Angsträume: Ich saß in einem verschlossenen Saal allein am Tisch. Im Saal standen lauter leere Tische, in der entgegengesetzten Ecke saß er, mit niedergeschlagenen Augen, mit Bart, mit unnatürlich großen Ohren. Verstohlen blickte er zu mir herüber, erhob sich blitzschnell, setzte sich an einen anderen Tisch, verweilte auch dort nicht lange, schon war er beim nächsten, diesmal jedoch ohne auch nur einen Blick auf mich zu werfen — er wechselte die Tische mit niederge-

schlagenen Augen, immer näher kommend, den Kreis in immer rascherem Tempo enger ziehend... Die Zahl der Tische verringerte sich, und als er sich vom Nebentisch erhob, schrie ich im Traum auf: Ich habe nichts zu sagen! Ich schrie, daß das Dasein unerbittlich ist, daß Knochen und Fleisch des Menschen nichts anderes sind als ein Bilderrahmen, innerhalb dessen ich malen kann, was ich will... Schweißgebadet erwachte ich.

Hätte ich gewußt, wovor ich mich fürchtete, so hätte ich mich beruhigt. Es war jene Art von Furcht, die man durch Argumente weder erklären noch aus der Welt schaffen kann. Er hingegen war immer siegesgewisser, er drang sogar in den Zuschauerraum ein: während einer Vorstellung bin ich in einem Schwindelanfall beinah von der Bühne heruntergestürzt. In jedem Gesicht sah ich sein Gesicht.

An jenem Tag erschien er mir auffallend bleich. Als er eintrat, merkte man ihm an, daß nunmehr die unvermeidliche Begegnung bevorstand. Ich versuchte, nicht zu türmen. Ich schickte mich ins Unvermeidliche.

Er setzte sich neben mich.

Noch einmal musterte er mich, doch nicht mehr versteckt. Bin ich der Auserwählte? Er beruhigte sich. Er muß einen vierzigjährigen charmanten Mann vor sich gesehen haben, in dessen Gesicht sich die Spuren des Genusses gleichmäßig abgelagert hatten. Einen Mann, der lebte und an allem teilgehabt hatte, an Speise, Trank, Frauen, Aufregungen und Bequemlichkeiten.

Und als in seinem Gesicht die schon vertraute Angriffslust aufblitzte, wunderte ich mich bloß, daß keinerlei Dreistigkeit dahinter war: sein Gesicht — sein bisher entsetzliches Gesicht war nunmehr

von einer müden Vornehmheit beinahe fein. Mir graute nicht mehr vor ihm. Der Anblick seines Körpers — der menschlichen Gestalt nicht ähnlicher als ein Kammolch einem Saurier — schnürte mir nicht mehr vor Abscheu die Kehle zu. Eine sonderbare Apathie bemächtigte sich meiner. Ich haßte ihn nicht, obwohl er mich vor der Möglichkeit der Formlosigkeit hatte erschauern lassen, mir für den Bruchteil einer Sekunde die Antiform vor Augen geführt hatte, in die ein jeder hineingeboren werden kann; obwohl er mir meine schwerelose Heiterkeit genommen hatte, die harmlose Freude der Zufriedenheit mit meinem Äußeren, obwohl er mich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß es unmöglich ist, gleichzeitig Tragödien zu betrachten und die Formvollendetheit zu genießen, und daß ich in meiner Formvollendetheit niemals frei sein kann, solange andere unförmig sind.

Er formulierte alles so dicht, so schmerhaft dicht, er wollte so durchaus nichts anderes sagen, als was er fragte, und über meine Meinung hinaus so durchaus nichts anderes erfahren, daß es mich durchbebte: es gab weder Einleitung, noch Verhandlung, noch Abschluß, nur die nackte Frage, die nackte Erregung.

LOHNT ES SICH DENN? Das klang nicht rhetorisch. Als würde er fragen: Ist Wasser in diesem Glas?

„Mein Herr, Sie habe ich mir für zuletzt aufgespart.“

„Ich habe schon einen jeden gefragt, den ich in diesem Lokal angetroffen habe: Lohnt es sich für mich zu leben?“

„Lohnt es sich — in einer solchen Gestalt?“

„In Ihnen sehe ich den gelungensten Menschen dieser Stadt, das Exemplarische gewissermaßen.“

Ich kenne Sie nicht nur von der Bühne her. Ich habe auch Ihr Auftreten beobachtet und Ihr Benehmen. Ich habe Ihre Sicherheit gesehen, die auf dem Wissen um Ihr Äußeres beruht. Sie können meine Frage auf viele Arten beantworten: den Grundsätzen der Pädagogik gemäß, das heißt, mir nicht die Lust an jenem unabsehbaren Weg nehmen, den Leben zu nennen sich gewisse Schriftsteller nicht scheuen. Sie können auch persönlich antworten: bitte, junger Mann, hier ist dieser Revolver, jagen Sie sich eine Kugel durch den Kopf. Ich weiß, Sie werden aufrichtig sein. Sie hatten teil an Gut und Böse, Sie waren weder durch Ihr Äußeres noch durch Ihr Inneres gehemmt. In dieser Stadt müssen Sie es am besten wissen: Lohnt es sich? Lohnt es sich, mit einem solchen Äußeren zu leben? Würden Sie mit einem ähnlichen Äußeren noch dreißig, vierzig oder gar fünfzig Jahre lang leben wollen? Würden Sie dieses Äußere akzeptieren, nur weil Ihre Mutter Sie so in die Welt gesetzt hat? *Weil man Sie ungefragt so in die Welt gesetzt hat*, ohne eine Verantwortung zu übernehmen, alle Verantwortung auf den Nichtverantwortlichen abwälzend. Würden Sie, und wenn auch nur für eine Minute, mit meinem Äußeren leben?"

„Ich frage Sie, weil ich der Ansicht bin, daß das Leben Ihnen an Überraschungen kaum mehr etwas bieten kann. Sagen Sie bloß nicht, daß Milton blind war, Beethoven taub, daß Talleyrand hinkte, Schopenhauer häßlicher war als Bismarck, Byron gehumpelt hat, daß Cyrano eine große Nase hatte, daß sämtliche Genies Gebrechen haben. Sagen Sie das nicht, es ist nichts als Pädagogik. Die barmherzige Lüge historischer Fakten existiert, damit der Einzelne getröstet, durch Analogien getäuscht und auf perverse Weise zum Leben ermuntert wird.

Sagen Sie mir bloß nicht, ich sollte ein berühmter Atomphysiker sein, ein Arzt, der Leben erhält, oder ein Maler wie Lautrec, dann würde ich meine Ruhe finden, das Gleichgewicht meiner Seele. Einen solchen Trost können Sie sich schenken. Ich bin gar nicht überzeugt, daß nicht jeder der Erwähnten sein halbes oder auch sein ganzes Werk hingegeben hätte für die Grundfreuden des Lebens, für den Duft des Augenblicks. Antworten Sie mir darauf, mein Herr."

„Ich weiß, daß man den großen Wahrheiten nur mit kleinen Lügen nahekommen kann, lügen Sie mich trotzdem nicht an. Kann mir mein Werk, gesetzt, es wird ein wichtiges sein, kann mir mein Werk so viel bedeuten, wie mir dieses Gerutsch und Gekrieche an Bitternis, wie mir das verhaftete Mitleid der Menschen oder ihr teilnahmsloses Über-mich-Hinwegsehenan Schmerz bereiten. Ich bin neunzehn Jahre alt. Um diese Zeit sind andere auf einen Beruf aus. Nun, auch ich muß mich für eine Laufbahn entscheiden. Nur daß meine Berufswahl nicht mit einem Lehrfach steht und fällt, sondern damit: *ob ich die menschliche Laufbahn akzeptiere oder nicht?* Kann ich sie akzeptieren? Muß ich sie akzeptieren? Und wenn ich sie akzeptiere, warum akzeptiere ich sie? Was kann ich dafür bekommen? Und wird das, was ich dafür bekomme, denselben Wert haben? Kurz: die Tatsache, daß man lebt, Nahrung aufnimmt, schläft, beischläft, schöpferisch tätig ist, wiegt das diese ins Mark schneidende Qual auf, die mir die Umwelt jeden Augenblick verursacht?”

„KANN ICH DEM LEBEN ETWAS GEBEN, OHNE DASS DIESES EKEL VERSPÜRT? UND KANN ICH ETWAS BEKOMMEN, WAS ICH NICHT ALS ALMOSEN EMPFINDE?”

„Darauf sollen Sie antworten, nicht jetzt, auch nicht morgen, irgendwann, aber antworten Sie einmal, suchen Sie mich auf und sagen Sie es mir. Sie entscheiden alles. Es gibt in dieser Stadt niemanden, dem ich vertrauen würde. Sie lösen alles, was in meiner Existenz zweifelhaft ist.“

„Sie waren das letzte und wichtigste Kettenglied in der Erforschung der öffentlichen Meinung, die ich seit Monaten mit wechselndem Erfolg betreibe und die mir nichts, rein gar nichts Überzeugendes — weder für das Weiterleben, noch für ein gewaltsames Ende — eingebracht hat. Ich werde auf Ihre Antwort warten. Entscheiden Sie in Ruhe. Wenn möglich nach reiflichem Überlegen. Dem Ergebnis wird niemand entnehmen können, daß Sie es waren, der mich zu der einen oder anderen Handlung veranlaßt hat. Wenn Sie die Wahrheit sagen, wenn Sie sie offen sagen, so haben Sie getan, was menschliche Pflicht und Schuldigkeit ist, und keinerlei Verantwortung wird Sie je belasten.“

Ich kann nicht sagen, wie ich aus dem Lokal herausgekommen bin. Es war das erste Mal, daß er sich von dem Tisch, an dem er sich niedergelassen hatte, als erster entfernte. Er wollte mich allein lassen, wie um anzudeuten, er werde mich niemals wieder mit seinem Blick verfolgen, weil er nunmehr den Widerhall seiner Fragen in mir zurückgelassen hatte. Seine lauernden Blicke waren zwar aus meinem Blickfeld verschwunden, doch er hatte etwas hinterlassen, was tausendmal grausamer war: *die Realität der Fragen*.

Es war mir bewußt, daß ich ihm mehr nicht sagen konnte, als was mir die Menschen beigebracht hatten. Auch wußte ich, daß ihm das billig erscheinen würde. Und meiner nicht würdig. Ich

wußte sogar, daß ich von meinem Äußersten aus, von der günstigen Loge meines Äußersten aus, urteilen, jede Meinung nur von da aus äußern kann, weil ich (obwohl Künstler) nicht aus der Königstochter in den Frosch und aus dem Frosch in die Königstochter verwandelbar bin; ich bin ein Mensch, eine im Universum meiner mir angeborenen Haut eingerichtete Welt. Die uns angeborene Haut aber ist zu Beginn wie ein leerer Sack. Der Mensch ist zu Beginn ein menschenförmiger Hautsack: darin richtet und pumpt sich das Leben ein, und von diesem bodenlosen, in letzter Instanz gleichgültigen Hautsack kann ich niemals loskommen, es sei denn durch Selbstvernichtung. Die Loge unseres Körpers ist mit Samt ausgeschlagen, mit verschnörkeltem Zierat, und von hier aus betrachten wir das erschütternde Schauspiel der Leiber, die draußen mit dem Tode ringen, unabhängig von uns mit dem Tode ringen. Es ist erschütternd, aber von uns nicht abhängig: die Loge unseres Körpers und „das Opernglas“ helfen uns, die zerstörerische Empfindung vollkommenen Mitleids nur oberflächlich, gefühlsmäßig, artistisch zu erleben: letzten Endes ist das Mitleid eine der Formen menschlichen Selbstschutzes.

Dieser menschliche Selbstschutz, dieses Logen-Mitleid wäre für meinen mißgestaltigen jungen Mann zu wenig gewesen.

Ich weiß nicht, warum ich vor nahezu zwei Jahren in eine andere Kleinstadt übersiedelt bin. Doch ich bin hergekommen, wurde an ein anderes Theater verpflichtet, ohne ihm geantwortet zu haben. Möglich, daß ich feig war, doch ist es auch möglich, daß ich mein Gewissen nicht belasten wollte. Auch hier liebt man mich. Auch hier kennt mich der Zigeunerprimas, auch hier weiß ich, wer

wessen Geliebte ist. Doch hier folgt mir niemand,
und ich beginne mich zu beruhigen.

Ihn habe ich nie mehr gesehen; und ich habe
Angst, schreckliche Angst bei der Vorstellung, daß
er trotzdem später irgendwo einem starken und
aufrichtigen Geist begegnet ist, der mutiger war
als ich.

1965

Die Ermordung des Lajos Fábián

Kriminalroman

Ich versuche, alles so wiederzugeben,
wie es sich in uns, in uns beiden
abgespielt hat.

In unserer friedlichen, gemeinsam mit Kezniczey geführten literarischen Existenz ist ein beängstigendes Ereignis eingetreten.

Doch bevor ich erneut Angst und Beklemmung, die Augenblicke völligen Zerfalls unseres Bewußtseins heraufbeschwöre, muß ich mich vorstellen.

Ich bin hoch gewachsen und friedfertig. Und ich habe eine Theorie: hochgewachsene Menschen sind arglos. Das ist meine Lehre von den „friedfertigen Riesen“. Die meisten Argumente für meine Behauptung entnehme ich der Weltliteratur. Die Riesen Rabelais': Pantagruel und Gargantua sind sanftmütig, ja ausgesprochen treuherzig. Gullivers Verhalten im Land der Zwerge ist von edler Art. Und selbst Swifts Riesen: sogar im Zorn sind sie gutherzig, bieder und auf primitive Art gerecht. Hingegen sind Gnome, Zwerge, Kobolde in der Regel bösartig, schlau und heimtückisch. Und um meine Theorie auch biologisch-anatomisch zu unterbauen: bei Riesen fließt das Blut langsamer; der Zirkulationsweg ist länger, dabei hat das Gehirn Zeit, gesetzter und weiser zu werden. Das Blut der Riesen ist: denkendes Blut. Das der Zwerge: handelndes, heftiges Blut.

Möglicherweise ist es auf meine gesunde Konstitution zurückzuführen, jedenfalls habe ich in meinem Leben keiner Fliege etwas zuleide getan. In meinen Selbstbiographien pflege ich das wie folgt festzuhalten: „Ich habe noch nichtmal soviel gesündigt wie ein Fliegenfänger.“

Kezniczey, mein Freund, ist womöglich noch langsamer und friedfertiger. Auf ihn trifft das Wort zu: Bis er das Ei ißt, schlüpft das Küken aus. Diese menschliche Wesensart kann ihrem Träger nichts als Glück bringen; oder, um bei unserem Bild zu bleiben: er kann statt Ei gleich Hühnerfleisch essen.

Aber davon abgesehen: Sowohl ich wie auch Kezniczey sind viel zu bequem, um zu sündigen. Also füllen wir die bemerkenswerte Kategorie — sofern es so was überhaupt gibt — der „für die Sünde zu faulen“, „für die Schlechtigkeit zu tragen“ Menschen auf.

Angesichts dessen ist es leicht, sich vorzustellen, wie groß unsere Verblüffung war, als ein Offizier, der obendrein auch noch die Uniform der königlichen Polizei trug, an unserer Bürotür klopfte.

Jeder Mensch mit nichtgestörten sozialen Reflexen greift in solchen Fällen schnellstens nach seinem Personalausweis.

Doch der Offizier war überaus freundlich. Wir atmeten auf und dachten: Wenn er so freundlich ist, kann es sich nicht um einen allzu schwerwiegenden Fall handeln.

„Kannten Sie Lajos Fábián?“

Wir sahen uns an. Haben wir ihn denn gekannt? Am liebsten hätten wir einander die Antwort von den Augen abgelesen. Würde es sich herausstellen, daß man ihm irgendeinen Preis zu-

gesprochen hat, so könnten wir ihn unter Umständen kennen...

„Also bitte, wir haben ihn gekannt.“

Der Offizier blickte uns in die Augen, dem einen, dann dem anderen, dann beiden zugleich.

„Er war jahrelang unser Kollege, hier... in diesem Zimmer.“

„Was für ein Mensch war er?“

„Ein Nichtsnutz“, entfuhr es mir; nicht, daß ich davon etwa vollkommen überzeugt gewesen wäre, vielmehr weil die Weisheit der „Riesen“ mir zufüllerte, daß es *schicklich sei*, auf alle Menschen, über die die Polizei Erkundigungen einzieht, zu schimpfen.

Sonderbar berührt zog der Offizier die Brauen zusammen.

„Ich bin unterrichtet, daß er ein überaus aufrechter, anständiger, ehrlicher Mensch ist.“

„Möglich, daß er anständig ist, möglich, daß er ehrlich ist, aber er war mir zuwider...“ entfuhr es nun auch Kezniczey.

„Warum?“ der Offizier beugte sich vor.

„Einfach so“, replizierte mein Freund kurz.

„Irgendeinen Grund muß es aber trotzdem geben haben“, forschte der Uniformierte weiter.

„Das weiß ich nicht. Ich möchte ihn nicht, das ist alles. Sein Gesicht, seine Augen... also, er war nicht sympathisch. Das ist eine psychologische Angelegenheit: es gibt Leute, die mag ich auf Anhieb, obwohl ich weiß, daß sie ihren eigenen Vater ermordet haben, andere hingegen verabscheue ich aus tiefster Seele, und wenn es der Oberste Protektor des Internationalen Roten Kreuzes wäre. Übrigens hat mein Direktor auch nicht im entferntesten von mir verlangt, ich solle für mein Gehalt auch noch die Kollegen anfeixen. Ich habe ehrlich

gearbeitet, meine persönlichen Sympathiebekundungen verschwende ich jedoch, wie es mir paßt."

Der Offizier lächelte. Ich war erleichtert. Demnach: nichts Schwerwiegendes. Ich möchte nur noch betonen, daß mich die Angelegenheit *nicht deswegen* beunruhigte, weil ich mich in *irgendeiner Hinsicht* schuldig gefühlt hätte. Keine Rede! Indessen beunruhigt eine Schuld beziehungsweise die Möglichkeit einer Anschuldigung den Menschen häufiger und nachhaltiger als eine begangene Straftat oder selbst eine erhobene Anklage. Ich betone: *einzig und allein* aus diesem Grund.

Ich versuchte, mir das Gesicht von Lajos Fábián ins Gedächtnis zu rufen, doch es gelang mir nicht. Er hatte ein Durchschnittsgesicht, Durchschnittsaugen und eine Durchschnittsgestalt. Freilich erschwerte auch die verstrichene Zeit (nahezu sechs Jahre) das Erinnern. Bald sind es sechs Jahre, seit er aus unserem Büro fort ist. Wohin war er nur gegangen? Ach ja, jetzt entsinne ich mich: das Unternehmen hatte ihn auf Betriebskosten operieren lassen, von B., dem berühmten italienischen Professor. Lajos Fábián war nicht mehr zurückgekommen, er hatte sich in einen anderen Betrieb versetzen lassen, in eine andere Stadt, woher er niemandem je einen Brief geschrieben hatte. Wir konnten sein gegenwärtiges Befinden nicht kennen, auch nicht seine Zukunft. Jahrelang hatte uns die Neugier gequält, wir wollten wissen, wie die Operation verlaufen war, doch niemals fragten wir nach Lajos Fábián. Nie fragten wir jemanden, obwohl er uns *in weit größerem Maße als jeder andere* interessiert hätte. Wir fragten uns selbst gegenseitig nicht. Nicht einmal mit Kezniczey wechselte ich ein Wort über ihn. Allein in unserem tiefsten Inneren waren wir neugierig, doch auch da nicht so sehr, daß diese Neugierde

unserem nüchternen Ich bewußt geworden wäre. So ist uns der Ausgang der Operation bis auf den heutigen Tag nicht bekannt.

Als der Offizier den Namen Lajos Fábián zum erstenmal aussprach, erkundigte sich keiner von uns beiden, nicht einmal zufällig, nach dem Ausgang der Operation. Obwohl wir sicher waren, daß der Offizier diesen kannte. Ob wir der Frage instinkтив oder bewußt auswichen, könnte ich heute nicht sagen. Vielleicht morgen. Eines aber ist sicher: wir wichen ihr aus. Ohne uns dessen aufs erste bewußt zu sein. Das fällt mir jetzt (zum ersten Mal) ein, wo ich mir das Gesicht des ehemaligen Kollegen vorzustellen versuche.

„Sie hatten ihn also nicht gemocht“, unterbrach der Offizier meine Überlegungen.

„Wir konnten ihn nicht leiden.“

Möglicherweise werde ich auch morgen nicht wissen, warum ich die Wahrheit gesagt habe. Vielleicht als primitivste Waffe des Selbstschutzes — *die beste Lüge ist die Wahrheit*. Im Grunde ist das belanglos. Doch im Zusammenhang mit Lajos Fábián hatte ich weder Grund zu lügen noch die Wahrheit zu sagen. Ich hatte ihn schlicht und einfach außerhalb des Kreises der mich beschäftigenden Dinge gestellt. Von mir aus hätte er mittlerweile sogar ein Genie werden können. Mich hat er (so empfinde ich's jetzt) niemals übermäßig interessiert.

Der Offizier reichte uns die Hand und bedankte sich für die Auskunft.

Seine Stimme war nicht ironisch. Warum hätte sie es sein sollen? Zwar stimmt es, daß er von *uns* nicht Gott weiß welche Auskünfte erhalten konnte, doch was wir gesagt hatten, war *aufrichtig* gesagt. Nie im Leben bin ich mir offener vorgekommen als im Verlauf dieses Gesprächs. Und nie im

Leben ist es mir deutlicher bewußt geworden, daß ich mich *aufrechtig verhalten, meine Meinung aufrechtig gesagt und offen gesprochen habe*. Denn Sie müssen mir glauben (Sie würde ich nicht anlügen! wen immer, nur Sie nicht!), ich war aufrichtig. Ich konnte Lajos Fábián nicht ausstehen. Auch Kezniczey konnte ihn nicht ausstehen.

„Ich war so aufrichtig, daß es mich selbst überrascht hat.“

Das sagte Kezniczey zu mir. Ich sah ihn an.

Ich wußte es, wußte es am besten, daß auch Kezniczey in seinen Aussagen über Lajos Fábián vollkommen aufrichtig gewesen war. Aber warum muß er *das ausdrücklich mir gegenüber betonen*? Mehr als ich weiß, weiß auch er nicht (kann er auch nicht wissen). Es sei denn: er ahnt etwas. Aber was kann er wissen und was ahnen, jenseits dessen, was sich ohnehin aus dem Umstand ergibt, daß wir Lajos Fábián beide aus tiefster Seele verachtet, ja sogar gehaßt haben.

„Wir beide können jetzt und überhaupt wie auch in jeder Lage nichts als aufrichtig sein“, sagte ich.

„Wir haben vor niemand etwas zu verheimlichen“, antwortete er.

Ich fühlte: er denkt wortwörtlich das gleiche über mich wie ich über ihn.

Am nächsten Morgen arbeiteten wir wortlos. Wir neigten uns über mächtige Zahlenkolonnen. Es war uns beiden klar, daß wir mindestens ein, zwei Stunden über *nichts* sprechen würden. Und ebenso

wußten wir, daß wir anschließend nur über *ein* Thema sprechen wollten und sprechen würden. Ein Thema, das vorläufig keiner von uns zur Sprache bringen wollte. Jeder erwartete, daß der andere den Anstoß gebe. Weshalb eigentlich? Was wäre schließlich natürlicher gewesen, als sich über einen ehemaligen Kollegen zu unterhalten, zumal er uns durch eine dritte Person in Erinnerung gerufen worden war und wir nicht aus eigenem die Rede auf ihn gebracht hatten. Wie wir übrigens auch wußten, daß, wäre jene dritte Person ein Taxischofför, Kellner oder ähnliches gewesen, wir längst über ihn gesprochen hätten. Doch diese dritte war eine beunruhigendere Person gewesen.

Wir schwiegen. Schwiegen: wir schrieben uns die Finger steif und warteten an unseren Tischen. Es handelte sich nicht allein darum, daß es in diesem Augenblick gar nicht lohnend gewesen wäre, über etwas anderes zu sprechen, wir konnten das nicht einmal, und selbst wenn wir es gekonnt hätten, wäre es doch nur eine Lüge gewesen und wir würden uns selber lächerlich vorgekommen sein. Wir würden unser aufrichtiges Verhalten von gestern widerlegt haben.

Allein davon ist schließlich die Rede! Und auch das nur insoweit, als wir es gestern mit dem Offizier besprochen haben. Wie wir gestern unsere Meinung geäußert hatten, so hätten wir es auch heute, untereinander, tun können.

Ich merkte es Kezniczey an, daß er über den gleichen Gedankengang zu der gleichen Schlußfolgerung gelangt war wie ich.

Wir konnten also beginnen. Erleichtert atmeten wir auf. Am liebsten hätten wir jedoch unsere Seufzer auf der Stelle wieder zurückgenommen. *Welchen Grund konnten wir haben, erleichtert zu sein?* Genauer: wir hatten keinen Grund, nicht all-

gemein erleichtert zu sein. Wir begannen von der Freundlichkeit des Offiziers zu sprechen. Wie manierlich er war, wie klug, ja wie gebildet. Nicht daß wir uns über diese Eigenschaften gewundert hätten, nicht, als ob all dies dem Begriff Offizier, Militär überhaupt, widersprochen hätte, o nein, durchaus nicht, wir sprachen einfach sachlich, wie über eine konkrete, eben erst kennengelernte *persönliche* Angelegenheit, die, aufs Allgemeine bezogen, weder Ausnahme noch Regel darstellt.

Dabei wußten wir, daß der Offizier für uns nur das Vorzimmer darstellte, vielleicht nicht einmal das: ein Treppenhaus. Wir mußten die Treppe hinaufsteigen (zu Fuß, denn unser Fahrstuhl ist, wie es scheint, wieder einmal kaputt) und in das Zimmer eintreten.

Lange tastete meine Hand nach dem Klingelknopf. Ich war öfter darauf bedacht, zu tun, als bemerkte ich den eiförmigen Klingelknopf an der Wand neben der Tür überhaupt nicht. Auch Kezniczey suchte, und auch er entdeckte ihn nicht. Wir hatten das Gefühl, jeder von uns würde ihn nur dann entdecken, wenn beide gleichzeitig bereit wären, ihn zu finden und wir gleichzeitig mit dem Finger auf den Knopf drückten.

Endlich läuteten wir.

Wir wichen zurück.

Nicht Lajos Fábián öffnete die Tür.

„Wer sind Sie?“ fragten wir wie aus einem Mund.

„Die Aufrichtigkeit.“

„Was suchen Sie in Lajos Fábiáns Wohnung?“

„Ich gehöre her. Zumindest jetzt.“ Die Tür knallte vor unserer Nase zu. Kezniczey fuhr zusammen. Ich auch. In uns waren dieselben Bilder, der gleiche Gedankengang, die gleichen Phantasie-

und Ideenassoziationen, Vergleiche und Metaphern, Attribute und Symbole, Hyperbeln und Parabeln, Analogien und Allegorien, Sukzessivitäten und Simultaneitäten, Ursachen und Wirkungen. Doch — wir besitzen noch eine allerletzte Waffe. Die Grenzfestung. Die freiwillige Selbstverbannung, in die wir uns flüchten, um die letzten Reste unserer Persönlichkeit und unseres Mutes zu retten.

Der Humor.

Humorvoll wollen wir von Lajos Fábián sprechen. Und heiter. Humor dämpft. Nicht, daß bei uns etwas zu dämpfen gewesen wäre, aber wir wollten unsere *ursprüngliche* Aufrichtigkeit wiedergewinnen. Wir werden aufrichtig sein: erst humorvoll, dann dramatisch und schließlich tragisch. Der Humor wird die erste Stufe zum Tragischen sein. Der Humor wird der Weg zum Tragischen sein. Die humorvolle Aufrichtigkeit ist Auftakt und Anlauf zur tragischen Aufrichtigkeit.

Uns selbst, unser Verhalten karikierend, ließen wir uns auf das vereinbarte Spiel ein. (Wäre unser Vorgesetzter jetzt eingetreten und hätte er dieses Spiel beobachtet, so wäre uns ein schriftlicher Verweis sicher gewesen; zum Glück trat er nicht ein.)

Die Parodie wurde ein Glanzstück. Weil nur das Etikett Parodie war. Dahinter verbarg sich berechtigte menschliche Selbstverteidigung.

„Der Offizier hat gefragt, ob wir ihn kennen“, sagte ich.

„Wir haben dem Offizier geantwortet, daß wir ihn sogar...“ sagt Kezniczey.

„Sogar verabscheut haben“, beendete ich den Gedankengang meines Freundes. (*Seinen* Gedankengang.)

„Der Offizier hat uns gefragt, weshalb?“ fuhr Kezniczey fort.

„Ganz einfach, weil einer entweder sympathisch ist oder nicht, hast du geantwortet...“ sagte ich.
(Warum habe ich das *du* betont?)

Wir mußten lachen.

Das Lachen bedeutete: Alles ist bloß Spaß. Bloß Parodie. So würde sich jeder andere verhalten. Uns jedoch sagte vorläufig auch die „Parodie des Verhaltens anderer“ zu, um uns dahinter zu verbergen und durch sie zugleich schüchtern unsere Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Parodie als Verhaltensweise sowohl des Verspotteten als auch des Spötters entsprach dem Zweck. Deshalb mußten wir lachen. *Allein das Lachen erstarb, und wir standen ohne Lachen da, Aug in Aug mit unserem nichtparodierten Ich.* Die Rolle war weg, und mit ihr, so empfanden wir, auch die unverwechselbaren Kennzeichen unserer Persönlichkeit. Wir hatten uns mit unserer Rolle bis zu einem solchen Grad identifiziert, daß es schmerzte, sie zu verlieren.

Und hier vollzog sich der Umschwung.

Dem Offizier hatten wir die Wahrheit gesagt. Uns selbst hatten wir auch nicht belogen. Wir wollten ihm unbedingt beweisen, daß wir aufrichtig waren, daß wir ihm nichts verheimlichten, obwohl es ja überhaupt nichts zu verheimlichen gab. Wenn es aber nichts zu verheimlichen gab, wozu diese krampfhalte Anstrengung, dies zu beweisen? Auf die anderen kommt es hier nicht an. Nur auf dich, auf dich allein. Und auf mich, auf mich allein. Nur uns selbst müssen wir es beweisen. Uns selbst, als unserem obersten Richter, indem wir aus dem einzigen Quell unserer Gerechtigkeit, aus unserem natürlichen Ich schöpfen. Das Andere ist die Welt: von dir unabhängig. Ihr (der Welt) begegnest du nur bei deinen Zusammenstößen. Nur da merkst du, daß es sie in ihrer ge-

setzmäßigen Wirklichkeit gibt. Nur wenn du über sie stolperst, merkst du, daß sie existiert. Doch wen vertrittst du, sobald du allein bist? Und wer bist du? Offenbar ein Wesen, ein vernunftbegabtes Wesen, in dessen Antlitz Vernunft und Aggressivität stehen. Die vernünftige Aggressivität. Die aggressive *Vernunft* ist dir ins Gesicht geschrieben. Ihre einzige äußere Form: die Aufrichtigkeit. Und du verlierst in dem Falle das allermeiste, wenn — durch deine Angst bedingt — deine aggressive Vernunft umschlägt in verteidigende (selbst-erhaltende, überlebenwollende) Vernunft. *Wenigstens dir gegenüber, wenigstens Auge in Auge mit dir selbst sei aufrichtig. Oder: suche in deinem Nächsten dich selbst.* Kenne und erkenne dich in deinem Nächsten. Und sei gegen den Erkannten aufrichtig wie zu dir selbst.

Seien wir aufrichtig, Kezniczey! dachte ich nunmehr mit ganzer Kraft.

Und wir wurden aufrichtig.

„Lajos Fábián war ein anständiger Mensch“, sagte Er. (Er sagte es, nicht ich.)

„Und schließlich waren wir niemals wirklich böse auf ihn“, sagte nunmehr ich, aber: in Fortführung seines Gedankenganges.

Was ihn betrifft, so haben wir ein einziges Ziel verfolgt. Ein väterliches Ziel. So sorgt ein Vater für seinen Sohn. Er will ihn menschlicher haben, höher, leuchtender, als er selbst es jemals war. Kann man einen Vater verurteilen, wenn er mit seinem Sohn über sich selbst hinauswill? Allerdings ist dies keine Selbstrechtfertigung. Nicht einmal Selbstdeutung. Ich glaube, es ist Wahrheit. Ich glaube dies, weil ich es weiß — das hatte schon Kezniczey gesagt. (Von da an beobachtete ich

scharf, wer was sagte: was er sagte und was ich sagte. Warum wohl?)

„Erinnerst du dich“, sagte ich, „an sein einfältig-ehrliches Gesicht? An sein fahriges Gestikulieren? Wir wußten von ihm, daß er der geschätzteste Mann des Unternehmens hätte sein können, wenn...“

„...er Meinungen geäußert hätte, wenn er die Verantwortung für die eigenen Meinungen auf sich genommen hätte“, fuhr mein Freund fort und beendete meinen Satz, *den sein Gedankengang in Bewegung gesetzt hatte.*

„Er hat niemals eine Meinung geäußert“, sagte Kezniczey.

„Es ist unmöglich, ohne Meinung in einer Gesellschaft zu leben“, sagte ich.

„Die Verantwortung der Meinungsäußerung muß jeder auf sich nehmen“, sagte Kezniczey. „Er hat sie nie auf sich genommen. Daher auch sein Aufstieg.“

Wir verstummten beide. Weiter wollte keiner gehen. Wir hatten die Grenze der Aufrichtigkeit erreicht. Die Grenze der Aufrichtigkeit, wo vielleicht der Wahnsinn beginnt. Die Aufrichtigkeit ist nicht kartographiert. Daher ist eine Grenzverletzung ohne weiteres möglich, es ist ohne weiteres möglich, sich des Grenzübertritts schuldig zu machen. Also verstummten wir.

Übrigens hatten wir das Gefühl, aufrichtig geblieben zu sein, wie in allen bisherigen Fällen. Wir mußten auf alles gefaßt sein. Eine Stimme flüsterte uns zu, daß der Offizier am nächsten Tag wieder kommen würde. Nichts war abgeschlossen, alles hatte erst begonnen.

„Sie werden keinerlei Scherereien haben, wenn Sie sich ganz offen über Lajos Fábián äußern“, sagte leutselig der Offizier.

Verstohlen blickte ich zu Kezniczey. Was für Scherereien könnten wir schon haben? Wir haben nichts verbrochen! Wir haben nichts Strafbares begangen. Warum quetscht man uns also aus? Wir hatten einen Kollegen, mit dem wir jahrelang zusammen gearbeitet haben, den wir nicht mochten, den wir sogar haßten... das ist alles. Weiter nichts. Hat nun der Offizier gesagt, daß wir keinerlei Scherereien haben werden, so besagt das, daß wir Scherereien haben *könnten*. Aber warum?

Ich fühlte, daß ich sprechen mußte, andernfalls hätte ihm mein Schweigen verdächtig erscheinen können. Nur durfte ich auf keinen Fall eine glatte, fließende Aussage machen, weil er sonst den Eindruck hätte gewinnen können, ich hätte mich auf die Aussage vorbereitet. Auch stottern durfte ich nicht, das konnte den Anschein von *mitschuldiger Betroffenheit* erwecken. Du lieber Gott! Wozu all diese Vorbereitung, wozu das alles, wo wir doch gegen Lajos Fábián nichts, rein gar nichts Böses, nichts auf dieser Herrgottswelt unternommen haben, obwohl wir ihn haßten. Wozu dies ganze spitzfindige Reinwaschen von etwas, das es gar nicht gab, von einer Tat, die es vielleicht nicht einmal als Absicht gegeben hatte, und wenn es sie gegeben hatte, so ohne jedes Zutun meinerseits? Weshalb stellt also der Offizier Fragen, warum belästigt er mich ständig, warum forscht er mich über etwas aus, womit ich nichts zu schaffen habe? Er wird doch nicht etwa? Er wird doch nicht annehmen, daß ich etwas damit zu tun habe? Daß ich schuldig

bin? Wessen, wessen sollte ich mich schuldig gemacht haben? (Wortwörtlich das gleiche dachte Kezniczey.)

„Ich habe Lajos Fábián sehr gut gekannt...“ entfuhr es mir, und ich erschrak, weil ich mir überlegte, er werde mich nun seinetwegen noch gründlicher ausholen. Aber weshalb eigentlich sollte er mich nicht ausholen dürfen, wo ich mich doch in nichts schuldig fühlte?

„Gut heißt hier natürlich nur oberflächlich gut...“ berichtigte ich mich; dann durchfuhr mich der Gedanke, es könnte den Anschein haben, ich wolle den Eindruck erwecken, nichts Wichtiges und Wesentliches über Lajos Fábián zu wissen, oder aber ich wolle den Fragen in bestimmter Absicht zuvorkommen. Er könnte darin ein Ablenkungsmanöver sehen, wodurch ich mich noch verdächtiger mache. Und warum sollte ich ihm nicht verdächtig erscheinen, Hauptsache, *ich wußte*, daß ich unschuldig war.

„Er war ein anständiger Mensch“, sagte ich. Worauf mir einfiel, daß Lajos Fábián möglicherweise trotz allem ein schweres Verbrechen begangen haben und der Offizier folglich wünschen könnte, daß sich zwischen meiner ungünstigen Meinung und der Straftat ein Einklang herstelle. Ich berichtigte:

„In unserem Kreis zumindest erschien er uns als solcher.“

Hier regte sich mein Gewissen: Ich hatte das Empfinden, mich über Lajos Fábián nicht so zweideutig äußern zu dürfen. Zwar traf es zu, daß ich ihn nicht mochte, doch ich kannte ihn als anständiger Menschen. Ich hatte das Empfinden, mit dieser Berichtigung den Weg dafür geebnet zu haben, daß Lajos Fábián einer Straftat für fähig befunden wurde.

„Aber ich bin überzeugt, obgleich ich ihn nur oberflächlich kannte, daß er auch im Grunde seines Wesens ein anständiger Mensch war.“ Vielleicht hatte ich mich trotz allem richtig geäußert: denn wenn es sich in Wirklichkeit nur darum handelte, daß er in eine Vertrauensstellung aufgerückt war, irgendeinen hohen Posten bekleidete, dann würde er auch meine Meinung erfahren. Wenn hingegen nicht von einer hohen Stellung, sondern tatsächlich von einer Straftat die Rede war, würde dann diese von mir geäußerte Meinung auf das mir erwiesene Vertrauen nicht ein ungünstiges Licht werfen?

„Zu der Zeit, als er *hier arbeitete, hier, im Büro, erwies er sich in seinen Beziehungen zu uns als anständiger Mensch.* Seine übrigen Beziehungen sind mir nicht bekannt.“

Ich fühlte: so ist's richtig. Ich hatte den Schauplatz unserer Bekanntschaft fixiert (Büro), ihren Zeitpunkt (Dauer unserer Zusammenarbeit), sowie unsere Beziehungen (kollegiales Verhältnis), woraus sich, ganz gleich, welches Vorzeichen die Nachforschungen über Lajos Fábián auch haben mochten, weder für mich noch für ihn Kompromittierendes ergeben konnte.

Mußte das beim Offizier nicht den Eindruck erwecken, daß ich Lajos Fábián entlasten wollte? Würde er mich nicht fragen, warum ich einen ehemaligen Kollegen deckte? Woher sollte ich wissen, daß es geboten war, ihn zu entlasten? Hätte man daraus nicht schließen können, daß mir sein Delikt bekannt war und ich es decken wollte? Machte ich mich damit nicht der Verheimlichung verdächtig? Oder gar: der Mitschuld?

Mir fiel ein, daß es gut wäre, die Gesetze, die Rechtsbegriffe überhaupt, nicht zu kennen, um wieviel leichter wäre es da gewesen. Dann würden mir nämlich nicht sämtliche Möglichkeiten einfallen,

die, sich aus meinem Verhalten ergebend, zu Realität werden könnten. Es wäre gut, das Gesetz nicht zu kennen, nur auf die handgreifliche Wahrheit zu verweisen, ohne überhaupt die Folgen zu erwägen, ohne das verzwickte Gefühl der Angst vor Komplikationen kennenzulernen.

Es packte mich ein grenzenloses Verlangen, ein Wort, ein einziges in meinem Leben mit jener kindlichen Einfalt, *mit jenem Mut auszusprechen, den Verantwortungsfreiheit verleiht*, so daß *alle Überlegung, alle Vorsicht ausgelöscht würde und ich nicht an die Folgen denken müßte*. Ich fühlte, daß ich mich dann der persönlichen Freiheit nähern würde: *die Wahrheit zu bekennen, ohne die Angst, zur Verantwortung gezogen zu werden*.

Mein armer Freund Kezniczey benahm sich noch lächerlicher als ich.

„Er war ein durch und durch anständiger Mensch“, bemerkte er gelegentlich, und im nächsten Satz fügte er hinzu: „*Doch ich erkannte in ihm die Voraussetzungen, ich betone, nur die Voraussetzungen, auch zu krummen Dingen fähig zu sein, sofern es die Umstände erlaubt hätten.*“

Der Offizier war unzufrieden. Warum eigentlich? Erwartete er mehr von uns, oder völlig anderes? Was erwartete er? Daß wir gestehen? Was sollten wir denn gestehen?

Es war, als flüsterte mir etwas zu: rede dem Offizier nach dem Mund, sonst verwichelst du dich in deinen eigenen Gehirnwindungen und findest nie wieder heraus. Was aber hätte der Offizier gerne gehört? Wenn ich das gewußt hätte.

„Was wollen Sie eigentlich über Lajos Fábián erfahren?“ fragte ich und hätte mir in der gleichen Sekunde am liebsten auf die Zunge gebissen. Ich hatte zugegeben, daß diese Ausfragerei mir unbe-

quem, lästig war, daß ich möglichst schnell darüber hinwegkommen wollte und daher die Dinge zu vereinfachen trachtete. So eine Eselei!

„Alles“, erwiderte der Offizier kurz.

Das war genau das, was ich nicht wußte. Wenn ich über alles befragt werde, kann ich nur mit Allgemeinheiten, Gemeinplätzen aufwarten.

„Er war ein ehrlicher Mann, doch ist die Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen, daß ihm nebenbei auch fragwürdige Sachen durch den Kopf gingen.“

„Wir haben ihn gut, jedoch eigentlich nur oberflächlich gekannt, immerhin genügte es, um behaupten zu können: In seinen dienstlichen Beziehungen war er erträglich. Über seine sonstigen Angelegenheiten war uns nichts bekannt. Wir hatten uns auch nie darum gekümmert.“

„Er war ein offener Mensch, vermutlich jedoch verinnerlicht, denn oft genug runzelte er beim Nachdenken die Stirn, was die Annahme, er hätte etwas zu verbergen gehabt, nicht ausschließt.“

„Er war ein mutiger Mensch, doch kann sein Mut, wie Mut überhaupt, ein zweischneidiges Schwert gewesen sein: man konnte ihn in den Dienst einer guten Sache stellen, man konnte mit ihm auch Banken ausräumen.“

„Dem Chef hat er wiederholt vor der Nase herumgefuchtel, was ebenso beweist, daß er keine Sklavenseele war, wie auch, daß er auf den Chefsessel reflektierte.“

„In seinen Gesten war er aufrichtig, ungekünstelt, doch kann solche Gestikulation auch primitive, sozusagen halbwilde Instinkte verbergen.“

Der Offizier war nicht zufrieden. „Morgen komme ich wieder“, sagte er. „Bis dahin denken Sie nach! Was für ein Mensch war dieser Lajos Fá-

bián? *Vergessen Sie nicht: Wir wissen alles.* Ihre Einschätzungen können das Bild höchstens im kleinen korrigieren. *Vergessen Sie nicht, wir wissen alles...*"

4

Wir wissen alles. Wir wissen alles. Was? Alles. Alles, was sich überhaupt wissen läßt.

Aber was wissen sie eigentlich? Was muß man da überhaupt wissen? Wissen sie alles über uns oder alles über Lajos Fábián?

Es war Herbst. Es regnete. Wir saßen im Café. Draußen Herbsthimmel und Stadt. Nichts war typisch und nichts untypisch. Es war überfüllt. Doch wo viele sind, stört keiner. Durch den Vorhang betrachteten wir den Herbst und die Herbstmode. Die Frauen im Herbst und den Herbst in den Frauen.

„Warum sprechen wir ausschließlich in der Vergangenheit von ihm?“ fragte ich besorgt.

„Weil er gestorben ist.“

Betretene Stille. Woher weiß Kezniczey, daß Er gestorben ist? Merkwürdig: Beim Fragen bin ich besser, wenn es ums Antworten oder Behaupten geht — Kezniczey. Sollte ich der analytischere sein? Oder er der synthetischere? Oder ergänzen wir uns, weil wir Freunde sind? Oder: sind wir Freunde, um einander zu ergänzen?

„Ein Offizier erkundigt sich nur dann nach jemandem, wenn dieser entweder ermordet wurde oder einen andern ermordet hat. Da letztere Möglichkeit, soweit wir ihn kennen, geradezu ausge-

schlossen ist, bleibt erstere: Lajos Fábián ist ermordet worden."

Mir lief es kalt über den Rücken. Es lief mir kalt über den Rücken wie stets, wenn die eiskalte Schere der Logik meine Haut berührte.

Ich vergegenwärtigte mir den toten Fábián. Die glasigen Augen; er blickt, nunmehr tatsächlich wortlos und ohne Meinung, in jenen Tod, über den die Lebenden so vieles schreiben, obwohl er für sie in alle Ewigkeit nur Stilfigur bleibt; ein Werkzeug der Lebensreklame. Der Tod ist der Impresario des Lebens; der alte Werbeagent neben seinem schillernden Star: er läßt ihn fotografieren und zeigt ihn aller Welt, alle müssen ihn lieben. Ohne den Tod, diesen alten Reklameexperten, würde niemand das Leben lieben.

Nun wußten wir beide, was gespielt wurde. Obwohl... na, wer weiß? — Waren nicht die Fragen des Offiziers der Anlaß, daß wir darüber nachzudenken begonnen hatten? *Haben nicht die Fragen des Offiziers uns in Bereiche geführt, wo auch das eigene Schuldbewußtsein erwacht, weil es keine andere Wahl hat?*

Noch spielen wir. Noch wollen wir nichts verraten. (Oder haben wir nichts zu verraten? Und dieses Bewußtsein hätte uns also bloß der Offizier aufgezwungen?) Oder wollte er mit uns nur spielen? Und hatte auch dieses, wie jedes Spiel, zwei Ziele, zwei Spieler?

Katz und Maus.

Die Katze spielt nicht allein deswegen mit der Maus, weil sie gnadenlos ihre Macht auskosten will, nicht allein aus Sadismus, aus Freude an der Qual des andern, sondern um den Schein zu wahren: sie gewährt der Maus quasi als letzten Wunsch die Möglichkeit, frei herumzulaufen. Da-

mit schafft sie den Schein ausgeglichenerer Machtverhältnisse.

Unter den Tieren hat (wie man an diesem Beispiel ersehen kann) lediglich die Katze einen Begriff vom Wesen der Freiheit. Die Katze fühlt, daß die Freiheit von unserem Bewußtsein nicht unabhängig ist. Ohne das Fundament der Freiheit, ohne die Voraussetzungen der Realität der Freiheit, können wir uns daher nur eine imaginäre Freiheit aufbauen, jedoch sollte man das Wesen der Freiheit trotz allem nicht von der Wirklichkeit, sondern von der Möglichkeit her angehen. In der Wirklichkeit ist die individuelle Freiheit durch das Gefühl und die Erkenntnis unbeschränkter Möglichkeiten gegeben. Die Freiheit ist somit das Gefühl des Rechts (und natürlich auch das reale Recht) auf das durch nichts und niemanden beschränkte Streben nach Möglichkeiten und Erfüllungen. Die Freiheit ist in erster Linie die Freiheit der Möglichkeit, und nur insofern das Brot eine wichtige Beziehung zur Erde aufweist, auch der Wirklichkeit.

Auf Grund einer solchen Freiheitsidee vermeint die Katze, indem sie die Maus für den Bruchteil einer Sekunde *einen Weg* (eine Möglichkeit) sehen läßt, sie habe der Maus ritterlich die Freiheit angeboten. Die Maus hätte sich nun tatsächlich am freiesten gefühlt, wenn man ihr diese Möglichkeit unter realeren Bedingungen geboten hätte. Dessenungeachtet ist die Geste der Katze nicht zu unterschätzen. Der Freiheitsbegriff der Katze unterscheidet sich vom theoretischen Freiheitsbegriff des Menschen insofern, als letzterer eine Möglichkeit vorsieht, deren eventuelle Erfüllung keine Strafe im Gefolge hat, die Katze wiederum bietet zwar die (Möglichkeit genannte) Illusion, aber Nichterfüllung bestraft sie mit dem Tod. Die Freiheit ist

somit in der Tat die unbeschränkte Manifestation menschlicher Möglichkeiten, jedoch unter Ausschaltung der Angst vor Strafe und der Wirklichkeit der Repression.

Ich habe auch daran gedacht, daß in der Person Gottes der Beweis für die Verurteilung des Menschen zur Knechtschaft liegt, weil Gott sich a priori als unverletzlich und vollkommen ausruft, somit a priori jede menschliche Kritik «ausschließt und dem Menschen als alleiniges „Recht“ die blinde, sklavische Anerkennung und Unterwerfung zugesteht. *Jede von Gott eingestandene Schwäche, jede verwundbare Stelle Gottes* (die verwundbare Ferse ist der einzige wahrhaft menschliche Zug des Achilles, weil er auf die Möglichkeit der Bezwingerbarkeit hinweist), *die er nicht verteidigt, nicht mit dem Bollwerk des Absoluten umbaut, könnte für den Menschen die „Möglichkeit“ sein.* Oder: der Weg zur Befreiung aus der Gottesfurcht. Er könnte Gott angreifen, ohne vor der Strafe Gottes zittern zu müssen.

Nun erkannten Kezniczey und ich schon deutlich, daß sich uns das, was wir bisher als Spiel hatten auffassen wollen (um auf diese Weise das Schuldbewußtsein sowie das Bewußtsein, unter Verdacht zu stehen, leichter zu ertragen), immer schwerer auf die Brust legte, uns wurde immer klarer, daß es jene uns unbekannte Schuld nicht gibt, die sich für uns nicht in eine erkennbare verwandeln könnte, *dab es jenes Bewußtsein der Unschuld nicht gibt, das nicht in Schuld bewußtsein umschlagen könnte.* Und daß unser bisher sauberes Leben (meines und das meines Freundes) nur *deshalb sauber und vom Bewußtsein der Unschuld erfüllt war, weil wir jene Gesetze noch nicht kenn-ten, auf Grund derer man uns später würde verur-teilen können.*

Das Entsetzliche lag nicht darin, daß wir uns an unsere Schuld nicht erinnerten, sondern daß wir wußten: *wenn wir wollen, sind wir schuldig: wenn jemand es will — sind wir schuldig*, obwohl wir bis zur Stunde nichts begangen haben, was mit dem Gesetz im Widerspruch stünde.

Eben noch hatten wir uns verwundert angublickt: Welch unbegreifliches Schuldbewußtsein lebt in uns, um welche unergründliche Schuld, um welches unergründliche Opfer handelt es sich überhaupt? Jetzt wußten wir es schon: Wenn der Offizier es will — sind wir schuldig. Deshalb wird es *vielleicht besser sein, wenn unser Schuldbewußtsein ihm wie auch uns zu Hilfe kommt*.

Ich will den Leser, der diesen Ausführungen verständnislos gegenübersteht, auf etwas hinweisen: er möge sich an den letzten Sommer erinnern, als er in den Bayrischen Alpen Ferien machte. Unterwegs schon war ihm eingefallen, er könnte den Wasserhahn offen gelassen haben. Zurückzufahren wäre sinnlos gewesen. Ein Tag war schon vergangen: was hätte geschehen müssen, war längst geschehen; und trotzdem ließ es ihm den ganzen Sommer über keine Ruhe: der Wasserhahn hatte ihm die Ferien vermiest, obwohl es weiter nichts war, er konnte sich bloß nicht genau erinnern, ob er den Wasserhahn abgesperrt hatte oder nicht.

Hier ging es um mehr als um einen Wasserhahn. Es ging um ein Menschenleben. Wir erinnerten uns nicht genau, ob auch wir an Lajos Fábiáns Tod (Ermordung) irgendeinen Anteil hatten oder nicht. Hatten wir jene Möglichkeit abgesperrt oder geöffnet, durch die Lajos Fábián hätte leben können oder dem Tode geweiht war? *Denn möglich wäre es gewesen, daß wir dazu bei-*

getragen haben, genauso wie Sie auch, obwohl Sie Lajos Fábián gar nicht kannten.

Wir erbleichten.

Wir müssen die Wahrheit über Lajos Fábián erfahren: Was ist mit ihm? Lebt er, oder ist er tatsächlich gestorben?

Wir fanden in keinem Telefonbuch seinen Namen.

„Findest du es nicht merkwürdig, daß einige Telefon haben, andere nicht?“ fragte mein Freund. Mir kam die Frage blödsinnig vor, obwohl ich wußte, daß er etwas anderes sagen wollen, nur hatte ihn die Angelegenheit so stark mitgenommen, daß er sich nicht einmal mehr richtig ausdrücken konnte. Also formulierte er seine Frage anders:

„Findest du es nicht merkwürdig, daß manche, obgleich sie Telefon haben, im Telefonbuch nicht vorkommen?“

„Doch“, sagte ich. „Zumal das Telefon ihn nun wirklich nicht stören würde. Er würde wirklich mit niemandem telefonieren.“

Immer seltener sprachen wir seinen Namen aus. Er, Ihm, Sein — nur so sprachen wir von ihm. Wie von einem wirklichen Toten.

Ich könnte auch dafür keinen Grund angeben. Es war, als wäre sein Name verboten gewesen. Hätten wir ihn stets beim Namen genannt, so hätte sich seine drückende, quälende Last verrin-gert: sie wäre abgestumpft. *Wir hätten ihn bis zum Überdruß hersagen müssen, um schließlich darüber zu lachen, befreit, souverän.*

So aber — je spitzfindiger die grammatischen Formeln waren, in die wir ihn verpackten, um so gegenwärtiger war er in unserem Leben,

in unserem Bewußtsein, ja manchmal selbst in unseren Träumen.

Er tauchte auf: bald mit dem wachsgelben Gesicht einer Leiche, bald im Beamtenrock des vergangenen Jahrhunderts, mit Ärmelschonern, die unvermeidlichen Kartotheken unter den Arm geklemmt. Was dabei interessant war: er sprach selbst in unseren Träumen nicht. Beziehungsweise *wagte sich selbst der Traum über die Wirklichkeit nicht hinaus*. So träumen Angsthassen und dem Boden verhaftete Realisten.

Kezniczey war nurmehr Haut und Knochen, seine ohnehin vorstehenden Backenknochen ragten wie Hörner in die Welt. Meine Augen glänzten wie im Fieber, ich wagte es nicht, in den Spiegel zu sehen. Nachts schliefen wir kaum zwei, drei Stunden, und wenn wir erwachten, fuhr unsere bebende Hand zum Lampenknopf, weil das Dunkel uns entsetzte. Zitternd brannten wir eine Zigarette an und verschlossen Tür und Fenster. Wenn angeklopft wurde, schreckten wir zusammen, wenn ein Auto unter unserem Fenster entlangfuhr, blickten wir durch den Vorhangspalt hinaus: Wo hält es?

Es waren traurige Tage. Und wir wußten nicht, wir wußten trotzdem nicht, was uns für eine Schuld belastete und quälte. Wir fühlten bloß die Möglichkeit der Schuld, doch das genügte. Sie war grauenhafter als die Wirklichkeit. Am Ende der dritten Woche stießen wir im Telefonbuch einer hinter Gottes Angesicht liegenden Kleinstadt dennoch auf seinen Namen. Es konnte sich nur um seinen Namen handeln. Zwar war sein Name *nicht ungewöhnlich*, doch unser sechster Sinn konnte kaum fehlgehen: Er mußte es sein. Als wir mit dem Finger auf seinen Namen tippten,

verstummten wir. Wir taten so, als hätten wir mit dem Telefonbuch ursprünglich nichts Bestimmtes im Sinn gehabt. (*Erst jetzt wurde mir klar, daß wir auch voreinander Angst hatten: wir wollten uns in unseren schwachen Augenblicken nicht einer dem andern ausliefern.*)

„Ferngespräch.“

Ich erinnere mich nicht mehr, wer von uns beiden telefonierte. Auch nicht, wer nach dem Hörer griff: ich glaube, beide zugleich. Ich erinnere mich nicht mehr, wer als erster in die Muschel fragte. Ich erinnere mich an gar nichts, bis auf jene erstaunte, mißtrauische Stimme (eine Männer- oder Frauenstimme?), die aufs erste nichts anderes sagte als: gestorben. Und anschließend, vermutlich auf unser betroffenes Schweigen hin: Also bitte, er wurde ermordet. Nicht einmal das weiß ich mehr, ob wir den Hörer ablegten oder ob er auch jetzt noch irgendwo über unseren Köpfen hängt — wie ein Damoklesschwert. In diesem Augenblick fühlten wir, daß unsere Wege sich getrennt hatten. *Jeder muß alles für sich allein durchdenken, denn wenn wir gemeinsam, zugleich und in Gegenwart des anderen darüber nachdachten, würden wir immer nur eine Rolle gespielt haben.* Man muß abwarten, daß der andere zu irgendeiner Schlußfolgerung gelangt. Unter Umständen... ich schäme mich nicht, es zuzugeben: unter Umständen dazu, daß der andere Lajos Fábián ermordet hat. Oder: ich selbst der Mörder bin. Obwohl ich vor mir selbst ein Alibi habe. Während er... Nein, das ist unmöglich. Die Drohung nahm unsere Köpfe in ihre schreckliche Zange. Morgen kommt der Offizier wieder. Der Offizier, der sowieso *schon alles weiß*.

„Ich muß es noch einmal betonen, damit Sie sich keinem falschen Glauben hingeben: wir wissen tatsächlich alles.“

(Wir mochten vieles über die Methoden der Königlichen Staatspolizei gelesen haben, diesmal war es die Unausweichbarkeit selbst. Diese Spannung ließ sich mit der von billigen Kriminalromänen nicht einmal entfernt vergleichen. Dort ist man zwar auch erregt, aber gewissermaßen als Zuschauer. Hier kann man sich nicht einmal mehr aufregen. Das eigene Herzklopfen macht einen taub.)

Der Offizier sprach so, als wollte er sagen: Ich bin der Staat, ich bin die Macht, ich bin der König. Sogar: Gott. Es gibt Menschen, die (unabhängig von ihrer Bildung) dazu wie geschaffen sind, etwas zu vertreten. Sie treten auf, als *existiere das Zu-Vertretende nur, damit es von ihnen vertreten werden könne*. Ein solcher Mann war unser Offizier. Und bis auf weiteres — von einer bedrohlichen Höflichkeit.

Die glatte Höflichkeit des Henkers, das war uns klar. Jenes Henkers, der keinen Grund hat, nicht höflich zu sein, da letzten Endes doch nur er recht behalten kann.

„Wir wissen alles, vergessen Sie das nicht: Wir wissen alles.“

Nun wäre es an der Zeit, einen Blick auf meine Kindheit zu werfen, damit Sie wissen: ich war stets ein leicht erregbares Kind. Oder selbst auf meine Büroarbeit: sobald der Vorgesetzte eintrat, erhob ich mich nervös, bemüht, die Zahlenkoionnen mit dem Ellbogen zu verdecken, nicht, daß sie falsch ausgerechnet gewesen wären, aber mich *entsetzte*

die Möglichkeit, daß sie einen Fehler enthalten könnten, den ausgerechnet der Vorgesetzte bemerken würde.

Meine Hand war feucht, es war mir peinlich, jeden Augenblick nach dem Taschentuch greifen zu müssen. Ich rieb sie an der Tischkante und überlegte dabei: Dieser Offizier kann jetzt denken, ich sei schuldig, so bleich kann nur ein entlarvter Mensch aussehen.

Von Zeit zu Zeit schielte er in ein Notizbuch (damit ich nicht hineinblicken könne, hielt er seine Hand davor) und stellte seine Fragen.

Seit fast vier Wochen war *der Offizier mit uns nicht zufrieden*. Und er verheimlichte es nicht.

„Ich habe Sie für vernünftige Menschen gehalten. Warum muß man Ihnen jedes Wort mit der Zage entreißen? Um so mehr, als ich es Ihnen schon gesagt habe: Wir wissen alles. Ist doch ganz einfach. Sie sagen alles, was Sie über Lajos Fábián wissen, und damit hat sich's. Ist *das so schwer?*“

„Sein Schicksal hat mich nie sonderlich interessiert“, sagte ich.

„Aber zweifellos hat Sie sein Tod interessiert?“

„Selbst der nicht. Ist er denn gestorben?“ Ich spielte den Unwissenden.

„Andernfalls hätten Sie nicht telefonisch nachgefragt“, konterte der Offizier.

Ich wurde bleich. Also weiß er auch das? Auch das weiß er schon! Was kann er noch wissen? Was kann er wissen? Vielleicht wirklich alles. Aber was ist alles? Und was schert mich dieses Alles in Verbindung mit Lajos Fábián überhaupt?

„Denken Sie bis morgen nach. Vergessen Sie nicht: Wir wissen alles. Sogar die Sache mit dem Telefon. Auch Ihr ursprüngliches Eingeständnis, daß Sie ihn nicht leiden konnten. Und dabei haben

Sie doch seinerzeit vorgeschlagen, er solle sich der Operation unterziehen."

Die Welt drehte sich mit mir.

Der Offizier ging. Ich eilte nach Hause.

Ich muß mich konzentrieren. Ich muß mich konzentrieren, sonst verirre ich mich in meinem eigenen Gehirn. Jetzt betrachte ich mein eigenes Gehirn von außen, wie jener Büchersammler, der von irgendwoher eine vollständige Bibliothek gekauft hat und sie nun bestaunt: *ihm gehört alles, und trotzdem weiß er nicht, was sie enthält, er muß alles noch lesen, sich durch den Besitz hindurchfressen, der zwar sein zu nennen und dabei dennoch fremdes Gut ist.* Ich muß nachdenken. *Allein muß ich nachdenken.* Nur auf diese Weise ist es möglich: ich allein, und in mir These und Antithese, nur in mir.

Kehren wir zum Anfang zurück.

Lajos Fábián war mein Bürokollege. (Am Schluß des Satzes sah ich mich im Zimmer um: Bin ich wirklich allein?) Ich habe Lajos Fábián gekannt. (In Gedanken sprach ich seinen Namen so leicht aus, *schließlich war ich allein.*) Ich möchte nicht übertreiben: Ich kannte ihn wie jeden anderen Menschen, mit dem ich auf Grund des Gesetzes der Arbeitsteilung und der Amtsordnung nolens volens die gleiche Luft atmen muß. Wir duldeten einander. Ansonsten habe ich ihn nicht leiden können. Das ist weiter nicht verwunderlich: er war tatsächlich eine der abscheulichen, unausstehlichen, widerwärtigen Kreaturen Gottes, ein schmieriges, klebrigtes Wesen. Das jedoch, sobald es in Zorn geriet, den Mut aufbrachte, mit den Händen herumzufuchteln. Hätte er auch von Worten Gebrauch gemacht, er hätte einem gewiß die greulichsten Wahrheiten an den Kopf geworfen.

(Im Unterbewußtsein fühlte ich, daß die Gedanken meines Freundes Kezniczey am gleichen Punkt angelangt waren, er war nicht da, doch hätte ich schwören können, daß er jetzt zu Hause war und, ebanfalls allein, das gleiche dachte.)

Obzwar ich allein bin, habe ich die rhetorische Frage zu stellen: Und wenn ich Lajos Fábián noch so sehr verabscheut (ja sogar gehaßt) habe, gab es in mir, konnte es in mir jemals einen solchen Haß gegen ihn geben, daß er zur materiellen Kraft wurde und ich ihm nach der physischen Existenz trachtete; das heißt: ihn hätte umbringen können?

Diese Frage beantwortete ich (*vergessen wir nicht: ich war allein!*) mit einem kategorischen Nein.

So weit war ich gekommen. Nun folgt die schwierigere Hälfte. Wenn ein Mensch einen anderen haßt, sich jedoch niemals die „Mühe“ nimmt oder niemals den Mut aufbringt, ihn auch zu töten, ein dritter ihn jedoch, unabhängig von ihm, tötet: kann sich da der erste gewissensmäßig als mitschuldig fühlen, in dem Sinne, daß auch er es getan hätte?

Auch diese Frage verneinte ich. Andernfalls müßte und könnte man jeden Menschen bestrafen, der andere haßt (zumindest zu Gewissensbissen, zu Schuldbewußtsein verurteilen), obwohl gar nicht er, sondern zweite Personen diese, völlig unabhängig von ihm, vernichtet haben. Folglich kann dieses „Auch ich hätte es getan“ keinem Gericht der Welt das Recht auf irgendeine Bestrafung geben. Schließlich handelt es sich nicht einmal um *Absicht*, was häufig bestraft wird, sondern lediglich um eine *Möglichkeit*, die der Mensch nicht bestreitet, denn das Bestreiten der Möglichkeit wäre absurd. Mit anderen Worten: Sage ich hinterher, „der Mörder hat mir aus der Seele gehan-

delt", so habe ich damit zur Durchführung der Tat keineswegs beigetragen, ich habe mich nicht strafbar gemacht, obwohl ich nach vollbrachter Tat dem Mord *zustimme*. Diese innere *Zustimmung* ist weiter nichts als eine Meinung. Eine Privatmeinung, die nur auf Gewissensebene strafbar ist — die ich nur in meinem Innern bewältigen kann: durch Schuldbewußtsein. Wegen Lajos Fábián kann mich folglich niemand zur Verantwortung ziehen.

Was heißt das, fuhr ich hoch, bin ich nicht einmal mir selbst gegenüber aufrichtig? Genauer: bin ich allein auch nur in dem Maße aufrichtig, als ich es auch im Beisein des anderen war? Nein, das stimmt nicht. Jetzt spreche ich offen über Mitschuld an einem Mord, in Kezniczeys Anwesenheit war von so etwas nicht die Rede.

Also ja, Lajos Fábián ist ermordet worden. Der Mörder muß büßen. Ich hingegen habe höchstens mit meinem Gewissen dafür einzustehen, daß ich denselben Mann gehaßt habe, den ein anderer ermordet hat. Langsam begannen sich meine Gedanken zu klären. Ich wurde heiterer.

Warum? Nun, das ist einfach: zum erstenmal fühlte ich deutlich, *däß trotz allem nicht ich es war, der Lajos Fábián ermordet hatte*.

Hoho! Diese Heiterkeit ist verräterisch, dieses Heiterwerden könnte bedeuten, daß ich es irgendwo, in der tiefsten Tiefe meiner Seele, trotzdem für möglich gehalten habe, Lajos Fábiáns Mörder zu sein. Aber das ist doch Unsinn. Es ist eine andersgeartete Heiterkeit. Unbeschwerete Freude darüber, daß nicht ich ihn umgebracht habe, möglicherweise auch darüber, daß er trotzdem gestorben ist beziehungsweise ihn das Schicksal ereilt hat, was im Unterbewußtsein auch ich ihm gewünscht habe. Der geheime Jubel des Gesunden darüber, daß er nicht krank ist. Sieht man einen Krüppel,

so bedauert man ihn: doch dieses Gefühl streift nur die Oberfläche der Empfindung; darunter lautet Genugtuung, Freude, „gut, daß ich heile Glieder habe“. Oder: wird in einer Gemeinschaft ein Dieb gesucht und schließlich gestellt, kann man aufatmen: Wie gut, daß sich das Geld von X gefunden hat, wie gut, daß die Wahrheit ans Licht gekommen ist. Eigentlich lügt man, das heißt, man spricht von etwas anderem, um auszuweichen. Es müßte nämlich heißen: Wie gut, daß nicht ich der Dieb bin, wie gut, daß durch die Festnahme des Diebs der Verdacht, der sich unterdessen auf die ganze Gemeinschaft erstreckt hat, auch von meiner Person genommen wurde. Besonders stark ist das Gefühl, das man häufig sich selbst auch nicht eingesteht und das sich folgendermaßen formulieren ließe: Ich bin nicht minder schuldig, doch ist der andere der Polizei in die Hände gefallen. Er hat mich gleichsam *erlöst*, mir gleichsam das Da-sein verlängert, vor allem dadurch, daß er mich exemplarisch davor gewarnt hat, was ich nicht tun solle, also: er wurde mir zum Nutzen ergriffen. Dermaßen verworren ist das Gefühl seelischer Mitschuld und seelischen Schuldbewußtseins.

Woher dann dieses Unbehagen? Wenn es mir doch schon klar ist, daß nicht ich der Mörder bin. *Mir allerdings, doch dem Offizier?*

Warum hat sich der Offizier ausgerechnet bei uns, bei mir nach Lajos Fábián erkundigt? Wir haben ihn zum letztenmal vor sechs Jahren gesehen. Der Mord hingegen hat sich jetzt ereignet. (Also bitte: ein weiterer Beweis für meine Unschuld!) Warum verhört er nicht seine späteren Kollegen? Vielleicht hat er sie schon einvernommen, und die Fäden führen zu uns... Nein, das ist ausgeschlossen. Zu uns können keinerlei Fäden führen. Hingegen ist es möglich, daß er zuerst zu

uns gekommen ist, weil es ihm um ein früheres Bild des Opfers geht und er die jetzigen Kollegen erst anschließend aufsuchen will.

Aber wenn nun... wenn Lajos Fábián gar nicht gestorben ist und hinter den Nachforschungen etwas anderes steckt. Nein, diese Möglichkeit war von dem Augenblick an hinfällig, als wir telefonisch die Auskunft erhielten. Sollte es sich um eine Namensverwechslung handeln? Auch das nicht. Der Offizier hat zugegeben, daß er gestorben ist. Und gestorben ist *dieser* Lajos Fábián: unser Kollege — und deswegen hat der Offizier bei uns Nachforschungen angestellt.

Warum eigentlich ist das alles für mich von Bedeutung? Die Tat habe schließlich nicht ich begangen. „Wir wissen alles“ — hörte ich in meinem Inneren die Stimme des Offiziers. Was wissen sie? Was können sie wissen? Nichts können sie wissen. Alles ist so fein verzahnt.. Nein, der Offizier kann mein Gewissen nicht so weit unter Druck setzen, daß sich in mir das vollständige Gefühl des Schuldbeußtseins aufbaut. Nein. Dagegen muß ich protestieren. *Protestieren im Namen der menschlichen Angst!* Der Offizier hat nicht das Recht, seine Vermutung darauf zu gründen, daß jeder Mensch, sobald er ein wenig über die eigene Vergangenheit und Gegenwart nachdenkt, sich als schuldig erweisen kann. Nein, das ist unmenschlich! Das würde die Menschheit in den Wahnsinn treiben! Von der Voraussetzung auszugehen, daß jeder mitschuldig ist — an der praktischen Durchführung allerdings nicht jeder teilhat — dies würde die größte Unmenschlichkeit der Justiz bedeuten. Was verfolgt dieser Offizier? Ein Luftsloß darauf zu errichten, daß in jedem Menscheit das Bewußtsein einer angenommenen oder wirklichen Schuld vorhanden ist, jedoch einer Schuld anderer Art:

niemals der, die zur Diskussion steht. Und nun erscheint dieser Offizier und will diese andersgeartete Schuld mit seinem *konkreten Fall* verknüpfen. *Das ist Terror.* Das ist Terror größten Ausmaßes wider das Recht. Das kann der Offizier nicht tun, und wenn er hundertmal Vertreter des Königs und der Macht und Gottes und des Staates ist.

Ins Gesicht werde ich ihm schreien: Nicht ich habe Lajos Fábián ermordet! Er wird fragen: Wer denn? Ich weiß nicht, werde ich sagen, und das ist auch die Wahrheit.

Er will herauskriegen: Wer hat Lajos Fábián ermordet und warum hat er es getan?

Und hier, bei diesem Gedanken, ging mir plötzlich ein Licht auf (doch welch grauenhaftes Licht!). Mir stand der kalte Schweiß auf der Stirn.

Also gut, da ich allein bin, verheimliche ich es nicht. Ich durchdenke auch das.

Wenn ermittelt wird, *warum* Lajos Fábián ermordet wurde... wird man auch ermitteln, *wer* ihn ermordet hat, *wird man sich auch über die Person des Mörders klar werden.*

Dieser Gedanke bestürzte mich so sehr, daß mein Verstand aussetzte: Er wollte nicht mehr gehorchen. Er wollte nicht mehr auf der Schneide derart gefährlicher, selbstzerstörerischer Gedankengänge tanzen. Es war die natürliche, auf Selbsterhaltung bedachte Abwehrreaktion des nüchternen Verstandes gegen die lebensgefährliche Logik.

Nein, ich darf nicht aufgeben! *Das Alleinsein verpflichtet.* Wohin meine Schlußfolgerungen auch führen mögen, ich muß fortfahren, auch wenn die Logik tödlich ist. Ich muß meinen Verstand zwingen, dort anzuknüpfen, wo er abgebrochen hat.

Wenn ermittelt wird, was Lajos Fábiáns Tod verursacht hat (warum er umgebracht wurde), wird man auch ermitteln, wer der Mörder ist. Ja, hier hatte ich abgebrochen.

Genauer: Wenn ermittelt wird, warum der Mörder Lajos Fábián getötet hat, dann... wird möglicherweise... (Ich bin allein! Ich bin allein!) der Mord schon nicht mehr ein individuell (das heißt nur vom Täter) begangener Mord sein. (Ich bin allein!) Wenn *ein gewisses Etwas* (von dem nur ich weiß) Ursache des Mordes ist, dann ist der wahre Mörder nicht jener, der Lajos Fábián getötet hat. Das heißt: er ist es nicht allein. Der eigentliche...

(Ich bin allein!) Na und? Sondern... (Ich bin allein!)

Der Mörder bin ich.

6

„Der Mörder *bin ich*“, sagte Kezniczey. Dann fuhr er fort: „Wenn die objektiven Elemente unserer Überlegung der Wirklichkeit entsprechen, dann verhält es sich so. Das heißt: Wir *haben zu dritt einen konkreten Mord begangen: ich, du und Er*, beziehungsweise der noch unbekannte dritte. Wir beide haben durch unseren Haß den Mord vorbereitet, und er hat Lajos Fábián das Messer in den Leib gejagt.“

Ich nickte. Alles war schon mehr als klar. Wir wollten nicht länger in Furcht und Schrecken leben. Also waren wir zur gleichen Schlußfolgerung gelangt. Statt angsterfüllt zu leben — lieber ein Geständnis. Doch setzt ein Geständnis zwei Dinge

voraus: die Entschlossenheit derer, die das Geständnis ablegen werden, sich jene eiserne Logik anzueignen, durch die sie auch sich selbst überzeugen können, daß die Möglichkeit realisierbar ist: denn nimmt man die Möglichkeit als gegeben an — so muß man sie auch als Wirklichkeit akzeptieren. Zweitens jenen Faktor, der das Geständnis akzeptiert, das Geständnis provoziert, dem das Geständnis an sich unter Umständen mehr bedeutet als die Wahrheit: das heißt, solch einen Offizier, der im-Stande ist, dir, deinem Verstand irgendeine — in der Regel primitive — Obsession einzugeben, was gewöhnlich mit solchen oder ähnlichen Sätzen erreicht wird: Besser, Sie gestehen. Sie ersparen sich viele Unannehmlichkeiten. Oder: Wir wissen alles. Oder: Ob Sie gestehen oder nicht, Ihre Schuld ist, aus einem Grund, der nur uns bekannt ist, erwiesen. Oder: Ob Sie gestehen oder nicht, das Urteil wird dasselbe sein.

Es schien, als zitterten wir nicht mehr so sehr, als atmeten wir mutiger.

„Vor allem müssen wir erfahren, ob Lajos Fábián nach der Operation gesund geworden ist, ob also Professor B.s Eingriff gelungen ist.“

Kezniczey rieb sich die Stirn. Ich wußte, daß das bei ihm ein Zeichen von Erregung war.

„Wenn ich nun sage: mir ist aus sicherer Quelle bekannt, daß die Operation gelungen ist, wird dich daserschrecken?“

„Nein... nein...“ stammelte ich. „Es bedeutet aber...“

„Es bedeutet“, fuhr mein Freund entschlossen fort, „daß es eine Möglichkeit mehr gibt, daß wir...“

„... die konkreten Mörder sind“, beendete ich seinen Satz.

Wir waren schon nicht mehr auf gleiche Art aufrichtig wie zu Beginn: In uns war nicht mehr die Aufrichtigkeit eines Rollenspiels (die *Aufrichtigkeit eines Rollenspiels* ähnelt dem Dilemma von Doubles: sie sind vollkommen, unter Umständen sogar vollkommener als das Original, und werden trotzdem als Doubles betrachtet, ja, sie betrachten sich selbst als solche), sondern die Aufrichtigkeit der nackten Tatsachen, *der barbarischen Logik*. Wir waren bereits zu allem entschlossen, wir hörten geradezu die harte Stimme des Offiziers: Im Namen seiner Majestät, des Königs...

Die Logik der Welt ist die Ordnung der Fakten; die konkreten Syllogismen, Urteile, Schlußfolgerungen — die Dinge selbst haben die Herrschaft über uns erlangt. Vielleicht fühlten wir beide, zwei abgestumpfte Beamten, zum erstenmal im Leben, daß wir *durch jede unserer Taten etwas in Bewegung setzen*, dessen Folgen wir später zu tragen hatten; und daß diese Folgen nicht, beziehungsweise nicht immer, direkt proportional zum Gewicht unserer einstigen Tat waren.

Auch uns wird man jetzt nicht nach dem Gewicht der *einstigen Tat* beurteilen, sondern nach den *mittlerweile eingetretenen Folgen*, das heißt, daß bei unserer Aburteilung nicht allein unsere Tat ins Gewicht fällt, sondern auch die unabhängig von ihr eingetretenen Folgen von Fehlentwicklungen und Wucherungen. *Einstehen müssen wir nicht nur für unsere Taten, sondern auch für deren wilde Triebe; nicht nur für die Wirklichkeit, sondern auch für die Möglichkeiten.* Und letzteres bedeutet die größere Verantwortung: denn die Wirklichkeit ist kontrollierbar, nicht aber die Möglichkeit, die unberechenbar ist. Die Verantwortung, die sich aus der Möglichkeit ergibt, ist gefährlicher als die Verantwortung für die Wirklichkeit.

Ohne jedes Entsetzen fühlten wir nunmehr: es gibt kein Entrinnen. Beurteilt man uns auf Grund unserer Absichten oder geheimen Gedanken, dann sind wir schuldig, denn schließlich haben wir dem Opfer immer Böses gewünscht. Wird unser Schicksal vom Resultat, von den Folgen bestimmt, so sind wir, da Lajos Fábián tot ist, seine konkreten Mörder.

Einen einzigen Ausweg gäbe es: wenn Lajos Fábián aus einem anderen Grund ermordet worden war, wegen seines Geldes, einer Frau usw. Dann ja. Aber war damit zu rechnen?

Wir waren erneut zum Kern der Frage vorgestoßen: *Warum* wurde er ermordet? Das mußten wir um jeden Preis erfahren, denn davon hing unsere Schuld beziehungsweise Unschuld ab. Wir mußten es erfahren, aber wie? Es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder den Offizier zu fragen oder erneut zu telefonieren. Den Offizier ließen wir aus dem Spiel, da wir es nicht für ratsam hielten, *uns völlig auszuliefern*. Blieb also das Telefon.

Ich kann unsere Aufregung beim Telefonieren nicht beschreiben, dazu hätte ich weder Nerven noch Geduld. Der Hörer zitterte uns in der Hand, wir wagten nicht, einander in die Augen zu blicken. Am anderen Ende der Leitung sprach eine Frau. Vermutlich Lajos Fábiáns Witwe. Ich teilte ihr erneut mit, daß wir ehemalige Kollegen ihres Mannes seien, versicherte sie unseres Beileids und fragte mit der allerbetroffnenen Stimme (ohne im geringsten übertreiben zu müssen), wie sich der Mord zugetragen habe.

Alles war geschehen, wie wir es in unseren schlimmsten Augenblicken gehahnt hatten.

Lajos Fábián hatte mit seinem Bürochef bei einem Glas Wein in einer Kneipe gesessen. Und weil er zu viel getrunken hatte, war er plötzlich

überaus redselig geworden. In einem Anfall von Aufrichtigkeit hatte er die peinlichsten Einzelheiten über jene großangelegte Unterschlagung ausgepackt, von der außer dem Vorgesetzten niemand etwas wußte. Er hatte seinen Chef bedroht, hatte ihn angeblich sogar zu erpressen versucht. Der Vorgesetzte hatte ihn einfach sitzen lassen, als aber Lajos Fábián gegen Mitternacht heimwärts torkelte, hatte ihn jemand in eine Toreinfahrt gezerrt und ihm mit einem scharfen, metallenen Gegenstand den Schädel zertrümmert.

Der Mörder wurde gefaßt. Es war der Vorgesetzte. Er hatte seinen Untergebenen ermordet, weil er eine Anzeige wegen Unterschlagung befürchtete.

Mit jedem Satz kamen wir unserem eigenen Gewissen näher. Nunmehr bestand kein Zweifel mehr: der Offizier hatte uns nicht zufällig einen Monat lang sozusagen Tag für Tag verhört. Seine stereotypen Sätze, die auf unsere Schädel wie Erdschollen auf den Deckel des Sarges polterten, hatten ihre Wirkung getan.

Alles wurde sonnenklar: der Mörder war festgenommen, der Verdacht hingegen lag trotzdem auf uns. Beziehungsweise, man vermutete ein viel weiterreichendes, verzweigteres Verbrechen, in dem auch wir unsere Rolle hatten. Der Offizier hatte richtig kalkuliert: seine tausendfach wiederholten Sätze, hineingefallen in den See unseres Bewußtseins, hatten immer weitere Wellenkreise gezogen und schließlich die Küste unseres Gewissens erreicht. *Im Unterbewußtsein forschten wir angestrengt nach unserer Beziehung zu dem Mord, wir wollten dem Offizier gleichsam dadurch helfen, daß wir selbst den Zusammenhang zwischen dem Tod des Lajos Fábián und unseren eigenen Handlungen aufklärten.* Wir erkannten: Statt bis ans Ende unserer Tage in beständiger Furcht zu leben, statt in

ohnmächtiger Beklemmung die gedämpfte monotone Stimme des Offiziers zu vernehmen, seiner argwöhnischen Fragerei ausgeliefert zu sein, dann schon lieber selber jene Fäden der Schuld entwirren, die uns an Lajos Fábiáns Tod binden. Unser Bewußtsein zerfiel, wurde chaotisch, und irgendwo darüber schwebten gleich krächzenden Vögeln Bruchstücke aus den Andeutungen und Fragen des Offiziers. Hätte der Offizier nicht an unser *angeborenes Schuldbewußtsein* appelliert, wäre er nicht so unerbittlich gewesen, wir wären dann möglicherweise nie zur Erkenntnis gelangt, daß wir an dem Mord schwerwiegender beteiligt waren. So hingegen führten die unserem *angeborenen Schuldgefühl* eigene Kraft wie auch die hartnäckigen, unerbittlichen Einflüsterungen des Offiziers die allmäßliche Klärung herbei.

Seitdem wir (unter dem Einfluß des Offiziers) erkannt hatten, daß wir die Mittäter im Mordfall Lajos Fábián waren, nahm unsere Furcht ein wenig ab. Jene Stimmung — nennen wir sie *das furchtbare Mysterium der unausgesprochenen Dinge* — war von uns gewichen, und an ihre Stelle war jener Zustand der Erleichterung getreten, der sich einstellt, *sobald das einmal Erkannte beim Namen genannt wird*. Ja, wir haben gemordet, doch jetzt wissen wir und andere zumindest, daß wir gemordet haben, wir müssen uns nicht mit Zweifeln herumschlagen, müssen nicht unsere gesamte Energie auf Selbsttäuschung, auf Vertuschen vor uns selbst, vor allem nicht auf das Theaterspielen vergeuden, sondern können uns auf reale, aktive *Selbstverteidigung* konzentrieren. Die eigenen Gedanken, unsere Schlußfolgerungen entsetzten uns nun nicht mehr, wir hatten das Äußerste erreicht und wußten, daß

ein noch schwerwiegenderes Ergebnis jedenfalls ausgeschlossen war. Alles, was uns auf diesem Weg noch erwarten konnte, waren mildernde Umstände, irgendeine Kleinigkeit, die uns die Erinnerung barmherzig als Rettungsring in den Strom nachwarf.

Also los! Wie war das nur? Was haben wir getan? Wie haben wir es getan? Und: warum haben wir es getan?

Hier möchten wir dem Leser nahelegen, unser Vorhaben nicht zu mißdeuten: gewollter, gesuchter Nervenkitzel lag und liegt uns fern. Und wenn wir zu Beginn oder selbst später vorübergehend konfus waren, oder es jedenfalls schienen, so lediglich deshalb, weil uns selbst unsere Rolle in dieser Angelegenheit unklar war. Sollten unsere Gedanken dabei nebelhaft oder undurchschaubar erschienen sein, so wiederum nur deswegen, weil wir bemüht waren, das, was wir umrißhaft erkannten oder ahnten, sogar vor uns selbst zu verheimlichen, in Bewußtseinsschichten zu verbannen, die uns selber unbekannt waren. (Das Verheimlichen dieser Bewußtseinsschichten entspricht irgendwie dem Verfahren, nach dem in heidnischer Zeit Schätze vergraben wurden: der Schatzbesitzer beseitigte die Diener, die das Versteck gegraben hatten, und damit die einzigen, die außer ihm den Ort kannten, an dem der Schatz lag, danach war er selbst darauf bedacht, die Stelle zu vergessen, um sie nicht im unrechten Moment zu verraten.) Auf alle Fälle: wir waren damals wie auch jetzt aufrichtig. Damals haben wir aufrichtig bestimmte Zusammenhänge vor uns selbst verheimlicht, haben einander aufrichtig getäuscht, aufrichtig eine Rolle gespielt, und schließlich: aufrichtig andere belogen, weil auch wir unsere Lügen glaubten und uns selbst

ebenso irregeführt hatten wie sonst irgendwen. Mit derselben Aufrichtigkeit (denn die Aufrichtigkeit ist eine Eigenschaft, ein Attribut unseres Gesamtverhaltens, das, wie ein Präfix, jedem Inhalt vorangestellt werden kann, ohne daß sein eigentliches Wesen geschädigt würde) werden wir jetzt jedoch die Wahrheit sagen. Damit die *Wahrheit erträglicher werde* (zumal für uns), müssen wir uns erneut der Form des Humors bedienen. *Der Humor ist zweifacher Selbstschutz: einerseits verteidigt sich die Wahrheit durch ihn, andererseits bemüht sich die Lüge durch ihn, den Schein zu wahren.* Darum erträgt die Welt Kritik vermittels Humor eher als alles andere. Seine Urteilssprüche sind scheinbar nicht tödlich. Von vornherein stelle ich die Straftat als leichter hin, ich reduziere das Gewicht der Fakten, damit *der Urteilsspruch erträglich sei*, damit derjenige, der sich insgeheim für schuldig hält, den Spruch als gültig akzeptiert, auch in bezug auf sich selbst. Genauer: Schwingen wir uns aus dem objektiven Bereich der Tatsachen hinüber in den subjektiven Bereich des Humors, um die Last der eigenen Straftat nicht so drückend zu empfinden. Nehmen wir den Humor als das, was er ist, einen gütigen Henker.

Also, ein Mord ist geschehen. Und: *Wir sind Mörder.* Das eigentliche Geschehen besteht aber nicht darin, daß ein Mann Lajos Fábián in einer Toreinfahrt erschlagen hat. *Das ist nur die Oberfläche.* *Wir haben den raffinertesten Mord der Welt organisiert und in die Wege geleitet.*

Wir haben ihn vor Jahren in die Wege geleitet, vor Jahren haben wir den Satz begonnen, den Punkt dahinter hat der Täter erst jetzt gesetzt. Ich könnte es das raffiniertesten Verbrechen der Welt

nennen, ich könnte es auch als das scharfsinnigste, perfideste bezeichnen. Denn: wir haben die Menschlichkeit einzig und allein deshalb in der redlichsten, besten Tat gipfeln lassen, damit unser Schützling schließlich — und unvermeidlich — Opfer eines Mordes werde.

Der Humor, der nun hinzutritt, verkleinert die Tatsache des Mordes, doch auch die der Menschlichkeit: er verkleinert sie, doch bloß, um die Beweggründe zu diesem heimtückischen Komplott schwerwiegender erscheinen zu lassen, die, ich gebe es zu, beschämend *klein, ja kleinlich waren*.

7

Was würden Sie sagen, sollte es sich herausstellen, daß die Zehn Gebote eigentlich nur acht oder sieben an der Zahl sind? Es gibt zwei Möglichkeiten: entweder würde es Sie freuen, daß die Zahl der offiziellen Verbote abgenommen hat, oder es würde Sie empören, da Ihrer Ansicht nach die Zahl menschlicher Sünden unter allen Umständen nur zehn betragen kann. Dabei *sind für Sünden weder „runde Zahlen“ gültig*, noch Zehnen, noch paare Zahlen, noch unpaare. *Die Sünden sind ohne Zahl*, und sie besitzen jene gute oder schlechte Eigenschaft, zweigesichtig zu sein wie Janus, der Gott des Anfangs: das eine Gesicht glänzt noch, umleuchtet vom Schein der reinen Moral und der Macht, das andere hingegen ist dunkel und trägt die Möglichkeit des künftigen Verbrechens in sich. Du wirst erkennen müssen: Was heute Verdienst, Tugend,

Gewohnheit, Moral ist, das ist morgen, wenn auch die andere Seite dieses janusgesichtigen Phänomens sichtbar wird, Schande, Sünde, Verbrechen, Unmoral. *Folglich ist die Sünde das dunklere Gesicht der Tugend.* Sie sind eins, und es hängt vom Licht der Zeit ab, welche Gesichtshälfte der beiden — die rechte oder die linke — aufglänzt oder sich verdunkelt. Fällt das Licht auf die Seite der Sünde, dann kehrt sich die Sünde in Tugend, gerät die Tugend in Dunkelheit, wird sie zur Sünde. Die große Zeiten-Sonne jedoch scheint, sie scheint ununterbrochen.

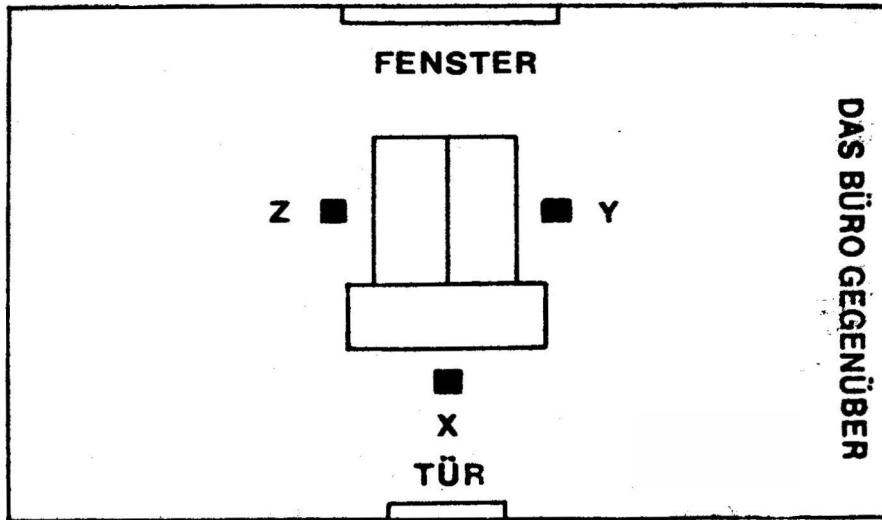
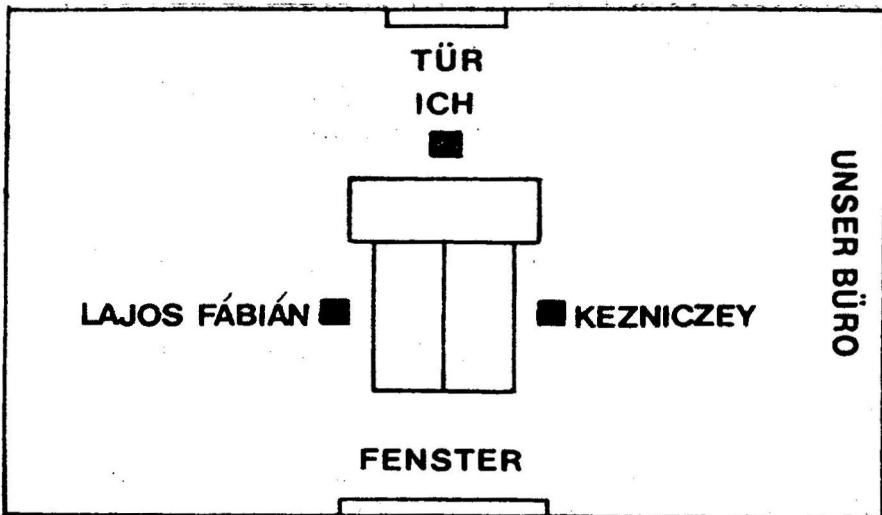
Lajos Fábián war, allem Anschein nach, ein Mensch wie alle anderen. Bei genauer Überlegung jedoch lässt sich auch sagen: Vielleicht war er dazu geboren, ein Gleichnis zu sein.

Wir besprachen die Einrichtung unseres Zimmers.

Im Hinblick auf ein besseres Verständnis werde ich versuchen, die Lage unseres Büros wie auch die Aufstellung der Möbel knapp zu skizzieren.

Das Büro hatte ein einziges Fenster, das auf das gegenüberliegende Gebäude ging, genauer auf ein bestimmtes Fenster dieses Gebäudes. Unsere drei Tische standen T-förmig in der Mitte des Zimmers: zwei standen einander gegenüber, ganz zusammengezogen, der dritte war mit der Breite an die Schmalseiten der beiden anderen gerückt. *Von allen drei Tischen aus* konnte man *dieses einzige Fenster* und durch unser Fenster hindurch das gegenüberliegende Fenster sehen, hinter dem ebenfalls *drei Tische* zu sehen waren, in der Zimmermitte ebenfalls in T-Form angeordnet, und an denen ebenfalls *drei Beamte* saßen wie bei uns.

Beiläufig so:



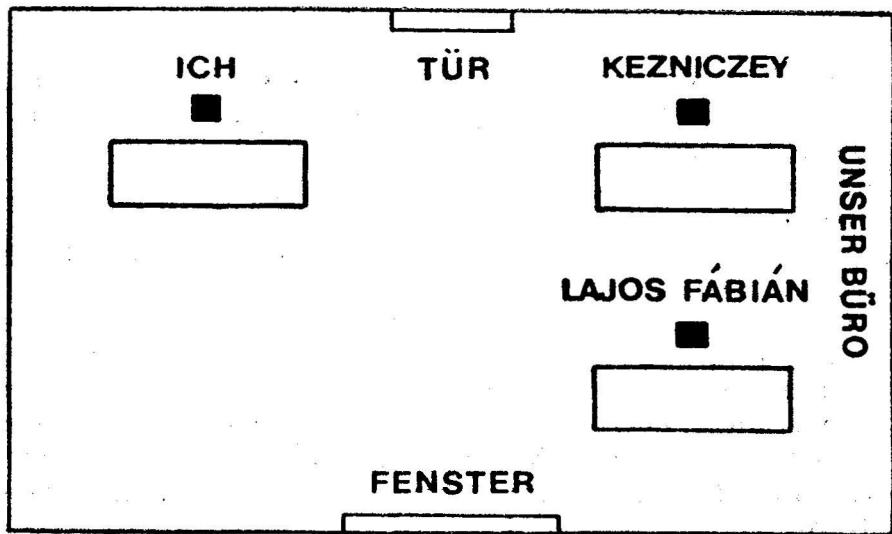
Jahre hindurch hatten wir so gesessen, bis eines Tages Kezniczey auf die Idee kam, das Büro umzustellen und unsere Tische in die drei Zimmerecken zu placieren. Umweltwechsel! rief aufgeräumt Kezniczey, dessen Augen wegen Mangel an Perspektive fast trüb geworden waren. Immer öfter erzählte er von seinen Jagdabenteuern im Grünen, in seiner Phantasie rauschten mächtige Wälder und endlose Wiesen, dazu bizarre Gebirgsrücken, eine Masse Himmel und Luft, Luft... Auch meine Augen waren durch den ständigen Anblick der Wände farblos geworden, und sobald ich in den Spiegel sah, hatte ich den Eindruck, statt der Augen schmutziggraue, hochaufragende Mauern zu sehen. Die Asche meiner Blicke haftete, mit Mörtel vermischt, von Schmutz und Kalk bedeckt, an den Ziegeln des gegenüberliegenden Hauses. Wir freuten uns sehr über die Umstellung; unser Vorgesetzter hatte sie gutgeheißen. Wir begannen Entwürfe zu machen. Ich wäre gern in die rechte Ecke gekommen, woher man das Fenster und durch das Fenster das gegenüberliegende Fenster sehen konnte und dahinter die T-förmig angeordneten Tische. Auch Kezniczey wünschte sich die rechte Ecke, obwohl man das Fenster von der linken Ecke aus ebensogut sehen konnte, nur Lajos Fábián schwieg. Niemals äußerte er eine Meinung, er hätte sie auch gar nicht äußern können. Zwischen Kezniczey und mir begann das Tauziehen um die rechte Ecke. In unseren Auseinandersetzungen hätte jeder den dritten gerne auf seine Seite gezogen, damit die Entscheidung zu seinen Gunsten ausfalle. Selbstverständlich konnte Lajos Fábián eine solche Rolle nicht akzeptieren. Schon da begann sich unsere Antipathie gegen ihn zu regen. Es existierte in unserem Unterbewußtsein ein Neid, von dem wir zu jener Zeit nichts wissen konnten (dies stellte sich erst jetzt immer deutlich)

eher heraus) und der Lajos Fábián betraf, den taubstummen Lajos Fábián, der *niemals zu einer Meinungsäußerung gezwungen war*, der *niemals „ja“ sagen mußte, wenn er in seinem Inneren „nein“ sagen wollte*, Lajos Fábián, den dieses Gebrechen zwar um den Genuß der Beethovenschen Sinfonien brachte, den es aber, zur Entschädigung, vom infernalischen Stadtlärm befreite, von dem Gekeif unserer Vorgesetzten und überhaupt von jedem störenden Geräusch.

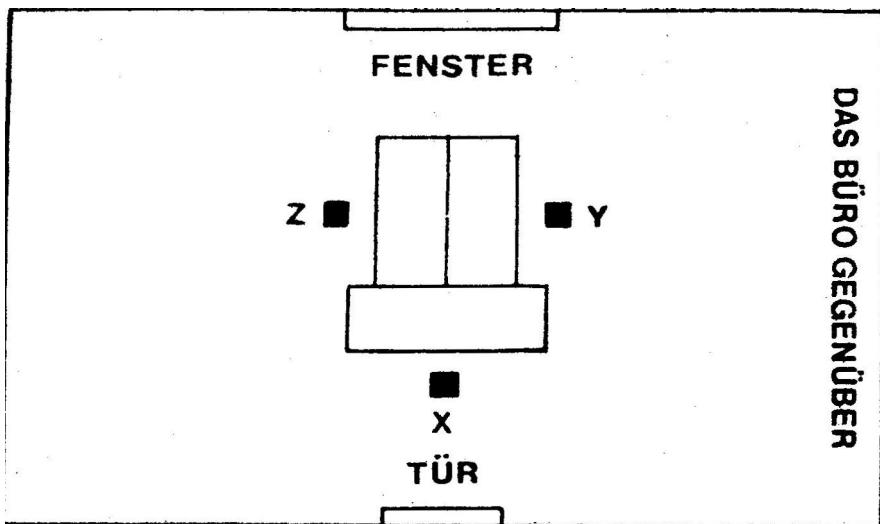
Und obendrein war er allen sympathisch. *Er arbeitete gut*. Als Rechnungsprüfer erledigte er seine Aufgaben einwandfrei, es war immer dieselbe Arbeit über eine lange Reihe von Jahren, das Ausrechnen, Überprüfen und Addieren meterlanger Zahlenkolonnen usw. Es war eine mechanische Arbeit, die keinerlei Beteiligung voraussetzte, nur ständige Bereitschaft, die unverminderte Sprungbereitschaft des auf Entdeckung von Rechenfehlern konzentrierten Gehirns. Ständig lobte ihn der Chef in unserer Gegenwart, und dies aus zwei Gründen: *um uns durch sein Beispiel anzuspornen*, in der Hoffnung, uns bei dieser schmerhaft langweiligen Arbeit bis aufs Blut auszusaugen, andererseits wußte er: *Lajos Fábián hört dieses Lob nicht*, wird also niemals überheblich werden, nie wird ihm der Erfolg zu Kopf steigen, nie wird er höhere Ansprüche geltend machen. Viele Jahre hindurch wurde in unserem Büro keinem anderen ein Lob zuteil als Lajos Fábián. Wir wußten sogar, daß bei erster Gelegenheit, im Falle von Entlassungen (es waren die bedrohlichen Jahre der Arbeitslosigkeit) ich oder Kezniczey gefeuert werden würden, und nicht Lajos Fábián. Wir beide hatten Familie. *Lajos Fábián war damals noch Junggeselle*. Sollte einer von uns dreien den Kampfplatz räumen müssen, so hätte das, fanden wir, aller menschlichen Gerechtig-

keit nach — Lajos Fábián zu sein. Kinder hatte er keine, physische Arbeit zu leisten war er imstande: er war *ein kräftiger, stämmiger Mann*. (Auch das förderte unsere Antipathie.)

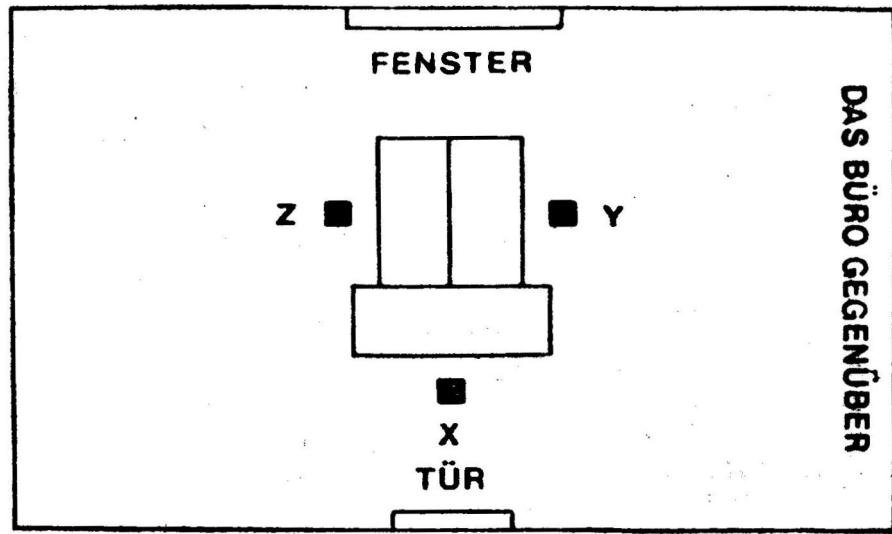
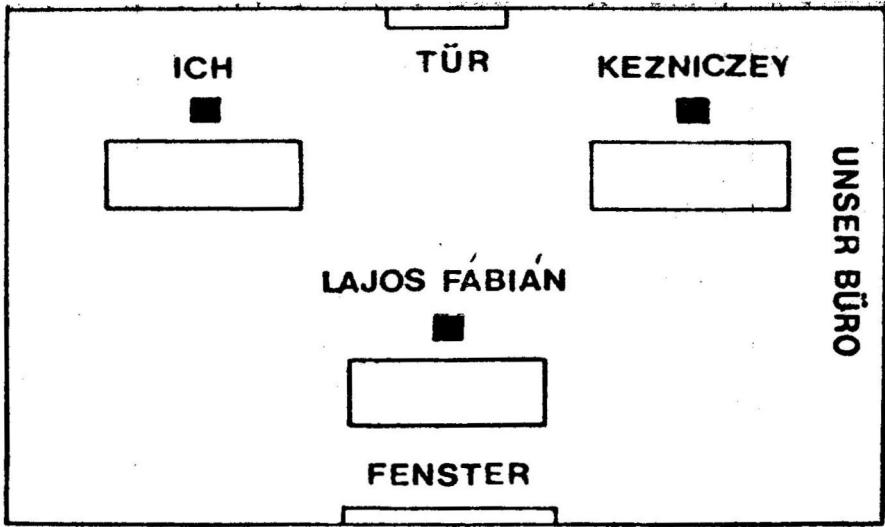
Überdie Neueinrichtung des Büros war ich mit Kezniczey einig geworden. Er willigte ein, daß mein Tisch in die rechte Ecke gerückt wurde. Seiner kam in die linke Ecke, woher man — wie ich bereits bemerkte — das Fenster wie auch die drei T-förmig angeordneten Tische hinter dem anderen Fenster ebenso gut sehen konnte wie von meiner rechten Ecke aus. Lajos Fábián placierten wir in die dunkelste Ecke, woher man — aus diesem Winkel nämlich — weder auf das Fenster noch auf das andere Büro blicken konnte.



DAS BÜRO GEGENÜBER



Fábián nahm die Neuordnung gleichmütig hin, er gestikulierte nicht, äußerte keinerlei Unmut (er bekam übrigens nur selten und ausgerechnet in Gegenwart des Vorgesetzten seine Ausbrüche, wobei er, das Gesicht zornrot, die Arme wiederholt hochwarf) sondern nahm Platz und fuhr in seiner Arbeit dort fort, wo er sie unterbrochen hatte. Als der Vorgesetzte eintrat, schnauzte er uns mit flammandrotem Gesicht an: „Wollen Sie diesen Unglücksvogel auch noch blind machen, warum haben Sie seinen Tisch nicht vors Fenster gestellt?“ Und eigenhändig half er Lajos Fábián, den Tisch vor das Fenster zu rücken. Nun standen die Tische wie folgt:



Mit jenem Tag war Lajos Fábiáns Schicksal besiegelt. Er thronte dort vor dem Fenster, und mehr als einmal verdeckte uns sein mächtiger Rücken die Aussicht. Wir konnten nicht mehr ungehindert das Fenster des gegenüberliegenden Hauses und die T-förmig angeordneten Tische des gegenüberliegenden Büros sehen, weil Lajos Fábián sich mit seinem diabolischen Fleiß in das Vertrauen, das Nervengewebe des Vorgesetzten eingefressen hatte; durch seinen diabolischen Fleiß zwang er uns, ähnliche Fleißproben zu liefern, wollten wir nicht ewig mit dem Minderwertigkeitsgefühl der schwächeren Arbeitskraft leben. Wir haßten seinen diabolischen Fleiß, haßten seine Anspruchslosigkeit, haßten seine Bescheidenheit, über alles aber haßten wir ihn, weil er die Aussicht verdeckte und wir befürchten mußten, er würde früher oder später allein in diesem Büro bleiben und in seinem unmenschlichen Fleiß auch die Arbeit von uns beiden verrichten wollen. Vor allem aber beneideten wir ihn wegen dieser primitiven Art, ein Leben im Zeichen der Verantwortungslosigkeit zu führen, ein Leben, in dem ihn alle mitleidig und verzeihend anblickten, während wir schon wegen des geringfügigsten Widerspruchs, wegen eines im unrichtigen Augenblick oder am unrichtigen Ort ausgesprochenen Ja oder Nein unverzüglich zur Verantwortung gezogen werden. Er wurde geachtet, geliebt, anerkannt, und zu allem kam noch, daß sein Glück im Unglück ihm alle Verantwortung von den Schultern nahm. Er strotzte geradezu vor Gesundheit, war stark wie ein Holzhacker, ein Fleischhauer, war ledig und hatte sichere Perspektiven: niemals würde er arbeitslos sein. Wir haßten ihn und entschuldigten uns vor uns selbst mit unseren Kindern. Es ist möglich, daß diese Art der Selbstrechtfertigung von Familienvätern einen Zug von Un-

menschlichkeit hat, es ist sogar möglich, daß viele Familienväter, immer nur die eigene Familie vor Augen, ganze Familien vernichten, mit Berufung auf ihre ein, zwei Kinder Hunderte, Tausende von Kindern morden; und trotzdem: eine Norm muß sein, eine Rangordnung ist trotzdem vonnöten. Die Gesellschaft muß einräumen, daß der Mensch mit Familie wichtiger ist als der ledige. Wie gesagt, ich bin weder ein Moralphilosoph noch ein Weiser, und ich gebe sogar zu, daß Verheiratete gegebenenfalls auf Alleinstehende eine terrorisierende Wirkung ausüben, ihre Individualität, ihre Handlungsfreiheit beschneiden, mit einem Wort: allgemein-menschlich betrachtet üben sie auf die Alleinstehenden einen Druck aus, der unmenschlich ist, und trotzdem muß diese weltweit praktizierte Form von Familiengewalt bejaht werden, und sei es auch nur unter dem Gesichtswinkel meiner eigenen Familie. Wir dachten an unsere Kinder, also konnten wir Lajos Fábián ruhigen Gewissens hassen. Wir dachten an unsere Kinder und konnten aus reinem Herzen, ohne Gewissensbisse, Lajos Fábián Böses wünschen. Der Gedanke an unsere Kinder heiligte noch die perfidesten unserer Pläne. Wie der Geist der Vergebung schwebten über unserem glühenden, nahezu satanischen Haß die Engelsgesichter unserer Kinder. Ich kann allen (allen Familienvätern) bloß diese Form des Hasses nahelegen, denn in ihr funktioniert ein geheiligt, die Gesellschaft erhaltendes Interesse.

In Zusammenhang mit den Entlassungen erreichten uns immer wildere Gerüchte. Die Monarchie erlebte ihre möglicherweise schwerste Wirtschaftskrise. Lajos Fábián arbeitete, wenn eine Steigerung überhaupt noch möglich war, mit einem noch höllischeren Fleiß. Mehr als einmal nahm er seine Karteien nach Hause; daheim beendete er seine

Büroarbeit. Morgens erschien er häufig eine halbe Stunde früher, und wir fanden ihn, schon über unendliche Zahlenkolonnen gebeugt, vor. Einige Male ertappte ich ihn dabei, wie er zu mir herübersah und meine Arbeit, die Aufgaben meines Ressorts auszukundschaften suchte. Die von Kezniczey ebenfalls. Es war für uns wie ein Dolchstoß; wir erkannten seine niederträchtige Absicht: in seinem unmenschlichen Fleiß, in seiner teuflischen Leistungsfähigkeit *will er alles lernen, sich auch die Geheimnisse unserer Ressorts aneignen*, um alles allein bewältigen zu können, *um auch unsere Arbeit zu verschlingen und sich den nimmersatten Wanst vollzuschlagen*, während unsere Kinder verhungern müssen, weil er nur auf sich selbst, auf seine unfruchtbare, einsame Existenz bedacht ist. Auffressen will er uns, die Familienväter samt ihren Familien. Unser furchtbarer, finsterer Haß sah sich verzweifelt nach der geeigneten Lösung um.

Damals erwachte der *Mordgedanke* in uns. Wenn wir leben, unser Brot, unsere Arbeit, *unsere Kinder retten* wollen, müssen wir Lajos Fábián umbringen. Umbringen? Diesen Koloß von einem Fleischer umbringen? Wir, die wir zwischen unseren Papieren verschlissen sind, die wir mit unseren durchscheinenden Ohren aussehen, als wäre unser Leben eine ewige Hochzeitsnacht, wir, die nagen-den, grauen und furchtsamen Mäuse, wir sollten es wagen, diesen Muskelprotz, *diese kraftstrotzende, überLeichen gehende Ratte zu töten?* Nein. Dafür brigen wir weder den Mut, noch die Mittel, noch die Kraft auf. Vor allem aber *hinderte uns die Furcht vor dem Gesetz daran*. Wir wußten, es gibt nur einen Weg, einen einzigen Weg: Lajos Fábián *durch einen anderen ermorden zu lassen*. Ihn unter Umständen in den Selbstmord zu treiben.

Als der Chef uns eines Tages zu sich bestellte und uns das Rundschreiben des Generaldirektors betreffend die neuen Gesundheitsfonds zur Kenntnis brachte, dämmerte uns bereits, was zu tun war. Wir wußten, was wir zu tun hatten. Allerdings mußten wir noch warten. Wir mußten warten, weil *jene Person, die unter dem Deckmantel der Menschlichkeit unseren perfiden Plan ins Werk setzen konnte, noch nicht da war.*

Etwa ein Jahr später stellte sich auch diese ein. B., ein berühmter italienischer Chirurg, besuchte unsere Stadt. Man erzählte sich Sagenhaftes von ihm. Er heile mit einem einzigen Schnitt Taube und Stumme.

Und da unterbreiteten wir dem Vorgesetzten unseres Vorschlag, in diesem Jahr auf den uns zustehenden Anteil an dem neuen Gesundheitsfonds zugunsten von *Lajos Fábián* zu verzichten: er solle sich bei Professor B. einer Operation unterziehen. Dem Chef gefiel diese Idee, und so nahm die langsame, planmäßige und schrittweise Ermordung *Lajos Fábiáns* ihren Anfang.

Ja: damit trafen wir zwei Fliegen auf einen Schlag. Wir schafften ihn uns vom Hals, zumindest eine Zeitlang drohte uns keine unmittelbare Entlassungsgefahr. Zum andern hatten wir die einzige Ermordungsmethode ausgeknobelt, die unser würdig war: den Mord im Geiste der Menschlichkeit, den menschenfreundlichen, kollegialen Mord. Und wir hatten keine Gewissensbisse.

Wieder dachten wir an unsere Kinder. An die engelreinen Augen unserer Kinder, an ihre kurzen, pummeligen Beinchen, an ihren klaren, himmelblauen Blick, an ihre weichen, warmen Händchen, und wir stießen entschlossen die Klinge der Menschlichkeit in *Lajos Fábiáns* großen, breiten, brutalen, unfruchtbaren und einsamen Rücken und drehten

sie langsam, uns der Hand anderer, der Hand der Welt bedienend. Unserer Hand hingegen streiften wir den Handschuh des Verzeihens über, mit dem kleinen Etikett: „äußerer Zwang“. Anschließend warfen wir den Handschuh elegant auf die Leiche des Opfers — so wirft der Henker seine weißen Handschuhe hin. Symbolisch: das Opfer nehme sie mit in das Reich der Toten, die Handschuhe waren nur ihm zugesetzt.

8

Unser Plan wurde gefördert durch die Kenntnis der grausamsten Gesetze des Lebens. Niemals hatten ich und Kezniczey einander diese Gedanken eingestanden (es war um so schwerer, uns zu ertappen, als wir selbst nicht wußten, was wir in Wahrheit taten), doch wir beide hatten diesen komplexen Mord auf Grund vollkommen identischer, logischer Gedankengänge ausgeknobelt.

Es ging nicht nur darum, uns von Lajos Fábián, dem Konkurrenten, zu befreien, uns trieb auch Rachsucht. Er sollte endlich erfahren, was es bedeutet, in dieser krisenschwangeren Welt in voller Verantwortung zu leben und sich herumzuschlagen, er sollte erfahren, auch er sollte fühlen, was es bedeutete, jeden Tag einen Standpunkt vertreten, ständig Ja oder Nein sagen zu müssen, sich auseinanderzusetzen, zu streiten, die Wahrheit zu sagen oder zu lügen. Er sollte erfahren, wie viele Gefahren die menschlichen Worte, das menschliche Gehör implizieren, er sollte seine Popularität in den Augen der Vorgesetzten einbüßen, denn es ist leicht, populär zu sein, wenn man taub und stumm ist. „Nein,

lieber Freund, du wirst dein Leben nicht weiter hinter dem Schutzschild deiner Taubstummheit verbringen", sagten wir uns händereibend. Mit tödlicher Genauigkeit hatten wir ausgerechnet, daß aus Lajos Fábián, sobald er geheilt war, ein der Sprache mächtiger Mensch werden würde, wir kannten seine heftigen Bewegungen, seine wütende Mimik, sein Gefuchtel vor unserem Vorgesetzten und wußten, daß dieses Temperament ihn später mitreißen, in Gefahr bringen konnte. Unser Plan gründete sich demnach auf die, wenn auch nicht wissenschaftliche, so doch zum Teil wahre Erkenntnis, daß unsere Sinne uns nicht nur Stützen sind, nicht nur wichtige Helfer im Erkenntnisvorgang, sondern ebenso unser schwacher Punkt, unsere Achillesferse, die uns im Kampf ums Dasein verwundbar sein läßt. Unsere Sinne sind unser Achilleschild und unsere Achillesferse in einem, Vertheidigungsmittel und mögliche Gefahr zugleich. Mit der scheinbar menschlichsten Geste der Welt haben wir die Ermordung des Lajos Fábián in die Wege geleitet: wir schickten ihn zum Arzt, damit er gesund werde. Ein ganzer Mensch sollte er werden, hören, sprechen sollte er und jener Berufung genügen, die als das Höchste und Edelste gilt: als gesunder, heiler Mensch die Welt zu gestalten.

Hatten wir ihn ermordet? Oder hatte er, nachdem er operiert worden war, eine Unterredung belauscht, in der eine Unterschlagung geplant wurde, die Affäre daraufhin ausgeplaudert und den Chef erpreßt, schließlich aber Selbstmord verübt?

Es ist klar, daß er an der eigenen Ermordung, wie die Opfer im allgemeinen, einen Löwenanteil hatte. Mit den ihm verliehenen Talenten hätte er auch anders wirtschaften können: er hätte ein Schauspieler, ein Sänger mit herrlicher Stimme sein können, ein blendender, hochgeschätzter Redner, der

ein Parlament mit seinen Reden zu Tränen röhrt, usw. Er hat sich jedoch dessen als unfähig erwiesen und *die ihm verliehenen Talente auf Kleinigkeiten verschwendet*. Uns kann höchstens der Vorwurf treffen, *gewußt zu haben*, daß es so kommen wird. Oder, falls wir es nicht wußten, daß wir *es hätten wissen können*. Wir hätten wissen können, daß alles, was verspätet den Gang seiner Entwicklung antritt, sich mit hundertfacher Vehemenz in das jeweils Neue stürzt. Wir hätten wissen können, daß er, nach so vielen Jahrzehnten des Nichthörens und Nichtsprechenkönness, mit besonderer Wollust herumhorchen undrettungslos der Schwatzhaftigkeit verfallen würde. Nun könnte man sagen, wir sind die Mörder, weil das ja in unserer Absicht gelegen hatte. Aber kann man uns allein auf Grund einer Absicht verurteilen, wo wir doch, gestützt auf ein zutiefst menschliches Gesetz (oder Quasi-Gesetz), für unsere Tat die einzige, vom menschlichen Standpunkt akzeptable Realisierungsmöglichkeit gefunden hatten; hätte Lajos Fábián dieses Gesetz erkannt, er hätte heute noch am Leben sein können. Hätte er es erkannt — es hätte für ihn fruchtbar werden können. Der wirkliche Mörder ist folglich dieses Gesetz, der abstrakte Mörder hingegen Lajos Fábián selbst (der Selbstmörder), der, die Gesetzmäßigkeit erkennend, nicht versucht hat, *gegen das Geschick anzukämpfen*, der nicht versucht hat, das wilde Tier der Gesetzmäßigkeit, der Notwendigkeit zu einem zahmen Haustier (überlegtes Handeln, nützliche Lebensweise, menschliche Bewährung) zu machen. Das „Schicksalhafte“ solcher Gesetzmäßigkeit dauert nur solange, bis man ihm das Zaumzeug menschlicher Erkenntnis anlegt und es mit den Sporen menschlicher Logik stachelt, wie ein wildes Pusztapferd. *Erkenntnis ist der Tod des Verhängnisses.*

Lajos Fábián hat das nicht getan.

Was nun die Beurteilung unserer Tat betrifft, so kann niemand den zutiefst menschlichen Gehalt unserer Mordtat, ihre hohe Sittlichkeit bestreiten. Selbst die Repräsentanten des Dutzendhumanismus, des Almosenhumanismus können das nicht bestreiten. Freilich tun auch diese weiter nichts, als die geheimnisvoll raschelnden Banknoten einer großen Idee (Humanismus) in Hartgeld umzuwandeln und sie an allen Ecken und Enden auszustreuen. Kezniczey und ich befanden uns auf dem Boden eines höheren Humanismus. Wir gingen von der grundlegenden Tatsache aus, daß der Mensch als Einzelner niemals den allgemeinen Gegenstand des Humanismus abgeben kann; Gegenstand des Humanismus ist die Menschheit als solche; mehr noch: mitinbegriffen ist nicht allein die lebende, sondern auch die tote, die historische (verflossene) Menschheit sowie die in ihren Möglichkeiten enthaltene künftige Menschheit. Der konkrete Mensch vor dir (z. B. Lajos Fábián) kann widerlich sein, ungeschlacht, eine Fleischergestalt haben (wie er), die Menschheit in ihrer Gesamtheit ist schlank und hochgewachsen: der einzelne Mensch ist geräuschvoll, hat vielleicht einen unangenehmen Körpergeruch, die Menschheit als Ganzes hingegen verzehrt alles lautlos und verbreitet Wohlgeruch. Den einzelnen Menschen kannst du verabscheuen, die Menschheit aber sollst du leidenschaftlich lieben. Dein Haß gegenüber einem einzelnen Menschen wird dem allgemeinen Humanismus keinen Abbruch tun. Dies etwa war der Kern unseres damaligen Humanismus.

Folglich kann man die Frage stellen: Wann wird man zum Un-Menschen?

Wenn man den Einzelnen daran hindert, menschlich zu sein, die Funktionen seines Menschseins auszuüben und zu erfüllen, und das wiederum nicht

in bezug auf ihn selbst, sondern auf die gesamte Menschheit. Unmenschlich ist man nicht, wenn man im Krieg einen als Feind betrachteten Soldaten erschießt (es handelt sich schließlich um die Ausführung eines Befehls), sondern wenn man die Folgen nicht bedenkt und *das Erschießen des andern nicht auch halb und halb als Selbstmord empfindet*. Wenn man einem zum Tode Verurteilten das Briefeschreiben, das Beten usw. nicht gestattet, so ist das eine größere Unmenschlichkeit als das Erschießen an sich, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß es sich um die Vollstreckung eines strengen Befehls handelt, dem man sich nicht widersetzen kann, es sei denn unter Selbstopferung, wodurch jedoch nichts bewirkt wird, *da sich ein anderer findet, der an deiner Stelle ausführt, was du nicht getan hast*.

Die Unmenschlichkeit beginnt dort, wo dem anderen die Möglichkeit entzogen wird, menschlich zu leben, zu kämpfen und vielleicht auch zu sterben. *Einen der Wirklichkeit zu berauben, bedeutet bloß Ausbeutung.* *Einen oder mehrere der Möglichkeit zu berauben ist Antihumanismus (genauer: maximaler Freiheitsentzug).* Daher haben Kezni-czey und ich Lajos Fábián auf die menschlichste Weise ermorden lassen: *wir haben ihn aus seinem halbtierhaften Zustand herausgehoben, ihn zu einem ganzen Menschen gemacht, ihn von seinem Gebrechen befreit.*

Was kannst du, konkrete Person (Individuum, Einzelner) der anderen konkreten Person denn mehr geben als die Möglichkeit, sich dir gegenüber, falls sie es will, falls sie dazu fähig ist, als überlegen zu erweisen.

Angenommen, zwei Personen befinden sich auf einer Insel, sie sind am Verhungern, und eine der beiden muß unweigerlich zugrunde gehen (andernfalls würden beide zugrunde gehen): entweder du

handelst eigenmächtig und frißt den anderen auf, und dann bist du kein Mensch, oder — du stellst ihm die Frage, ob er *bereit* ist, sich für dich kampflos zu opfern? Willigt er nicht ein, so bietest du ihm *den ehrlichen* (*sozusagen sportlichen*) *Zweikampf* an, übergibst ihm das eine der beiden Messer, damit der Kampf *mit gleichen Chancen* beginnt. In diesem Falle bist du ein Mensch, denn du hast ihm die Möglichkeit gegeben, im Falle des Sieges, dich aufzufressen. Du terrorisierst deinen Gegner nicht von vornherein mit der Gewißheit seiner Niederlage, sondern du weist ihm die Möglichkeit (und gibst sie ihm sogar) aus dem Kampf — es hängt schließlich nur von ihm ab — als Sieger hervorzugehen. Innerhalb dieser Koordinaten ist mein und Kezniczeys Verhalten gegenüber Lajos Fábián zu suchen. Wir haben ihn zugleich mit der Möglichkeit des Sieges und der Niederlage konfrontiert. Verantwortlich für die versäumte Möglichkeit ist Lajos Fábián.

Es stimmt zwar, daß es in dieser Angelegenheit auch eine *causa turpis* gegeben hat. Doch ebenso auch eine *causa honoris*. *Die Wahl zwischen Gut und Böse* lag bei Lajos Fábián. Ist sie ihm mißlungen? Hat er falsch gewählt? Auch ohne die Pilatus-Geste wage ich zu sagen: Es lag nicht an uns. Wir haben alles unternommen, damit Lajos Fábián auf menschliche Art lebe (*falls er lebensfähig war*) und auf menschliche Art sterbe (*falls er lebensunfähig war*). Leider (oder nicht leider) geschah letzteres. Das war der Hergang.

Seit Monaten haben wir den Offizier nicht mehr zu Gesicht bekommen. Aber uns ist es nunmehr gleichgültig, ob er kommt oder nicht: *Wir haben alles mit uns selbst abgemacht*, wir haben alles geklärt. Es ist sogar möglich, daß er *tatsächlich nur nach dem konkreten Mörder gefahndet hat*.

Nunmehr sind wir mit unserem Gewissen allein.
Wir haben die Ermordung des Lajos Fábián unter
allen Gesichtspunkten analysiert. Freilich sind wir
trotzdem auf keinen absolut gemeinsamen Nenner
gekommen.

Den Gerichtsentscheid können wir einstweilen
nicht kennen.

Was auch immer geschehen mag, eines ist si-
cher: wir werden unschuldig verurteilt.

1964

Inhalt

Nicht eben wilde Tiere	5
Im Schatten	21
Herr Weißkopf, wieviel Uhr ist es?	34
Langeweile	53
Die Tänzerin	61
Blutzucker	70
Die Auferstehung des Schweins	89
Europakarte	111
Flaschen	118
Meinungsforschung	131
Die Ermordung des Lajos Fábián	147